Nr. 95 • 4/2025 24. Jahrgang

Kongregation
der Diener Jesu und Mariens (SJM)

Der Ruf des Königs

Inhalt

Nr. 95 • 4/2025 24. Jahrgang

Herausgeber und Vertrieb
Kongregation der
Diener Jesu und Mariens (SJM)
Auhofstraße 22
A-3372 Blindenmarkt
Telefon 0043-7473-2094
Fax 0043-7473-2094100

Nibelungenring 1
D-86356 Neusäß

Telefon 0049 821 4190 8744

https://sjm-congregation.org
ruf@sjm-online.org

Verantwortlich für den Inhalt:
P. Martin Linner SJM

Die SJM ist in Deutschland als gemeinnützig für kirchliche Zwecke staatlich anerkannt und darf zur Erfüllung ihrer Aufgaben Spenden in Empfang nehmen. Auf Wunsch werden Spendenquittungen ausgestellt.

Das Spendenkonto
LIGA Bank Regensburg
BIC GENODEF1M05
IBAN DE 46 7509 0300 0504 5027 95

Österreich
Raiffeisenbank Blindenmarkt
BIC RLNWATW1059
IBAN AT 46 3205 9000 0001 5644

Für Spenden bis 200 Euro gilt der Überweisungsträger als Spendenquittung zur Vorlage beim Finanzamt. Dieser Ausgabe liegt ein Überweisungsträger der SJM bei, der für Bank und Post gültig ist.

Editorial

Pater Paul Schindele SJM
Seite 3

Familie

Alltag mit Himmelblick
Pater Daniel Artmeyer SJM
Seite 5

Lebensschutz

Die Geschichte der Marie Heurtins
Pater Martin Linner SJM
Seite 8

Aus dem Leben der SJM

Mit Ignatius auf neuen Wegen
Pater Jason Rashton SJM
Seite 12

Mein Leben als SJM Bruder
Bruder Peter Münch SJM
Seite 14

Nachruf Spiritual Guido Becker
Pater Lukas Bohn SJM
Seite 16

Staunen über die Vorsehung Gottes Teil 3
Pater Michael Rehle SJM
Seite 20

Spiritualität

Ignatianische Impulse
Pater Martin Linner SJM
Seite 22

Katechese

Was man auf Pfadfinderfahrt für den Alltag lernen kann
Pater Markus Christoph SJM
Seite 24

Jesus und das Himmelreich
Pater Dominik Höfer SJM
Seite 29

Maria, die neue Eva
Pater Martin Linner SJM
Seite 32

Ausgeplaudert

Kurznachrichten SJM
Seite 35

Termine

Seite 38

Titelbild: Unsere Niederlassung in Belgien

Liebe Freunde und Wohltäter unserer Gemeinschaft

Am zurückliegenden 27. August wäre unser Spiritual, Dompfarrer Guido Becker, 100 Jahre alt geworden. Wir hatten schon einige Ideen gesammelt, wie wir diesen besonderen Geburtstag mit ihm feiern könnten. Aber „der Mensch denkt und Gott lenkt …“, am 26. Juni 2025 ist Guido Becker gestorben – wenige Wochen vor seinem besonderen Jubiläum. Dieses konnte er nun in der Ewigkeit feiern. Wir freuen uns mit ihm und sind sehr dankbar, dass Guido Becker es nun endlich „geschafft hat“! Die letzten Jahre waren für ihn wahrlich nicht einfach gewesen. Während er sich von seinem ersten Sturz im Treppenhaus vor einigen Jahren und den dabei zugezogenen Verletzungen noch einmal zur Mobilität „zurückgekämpft“ hatte, war dies nach dem zweiten Sturz nicht mehr möglich und er war fortan ans Bett, bzw. an den Rollstuhl gefesselt und auf Pflege angewiesen. Da er dauerhaft medizinische Versorgung benötigte, musste er schweren Herzens ins Pflegeheim in Melk umziehen – wo wir ihn täglich besucht und bei ihm die Hl. Messe gefeiert, bzw. wenn dies nicht möglich war, wenigstens die Hl. Kommunion gespendet haben. Phasenweise ist unserem Spiritual die Zeit im Pflegeheim und dem damit verbundenen Fehlen einer geistlichen Umgebung sehr schwer gefallen. Hinzu kam, dass er schon längere Zeit nicht mehr gut sehen und damit auch nicht mehr lesen konnte. Das Hörvermögen wurde schlechter, das Essen hat oft nicht mehr geschmeckt … Kurz und gut: Das Leben war für Guido Becker in den letzten Jahren vor allem eine Last, ein Kreuz. Dennoch hat er dabei seinen sprichwörtlichen Humor nicht verloren. Immer noch konnte er lustige Begebenheiten aus seinem erlebnisreichen Leben erzählen. Und was wohl noch wichtiger ist: er konnte seine eigene Begrenztheit mit Humor nehmen. In dieser Souveränität über die alltäglichen Schwierigkeiten ist er uns ein bleibendes Vorbild! Neben seiner Mainzer Frohnatur war vor allem sein lebendiger, kindlicher Glaube die Quelle dieser humorvollen Souveränität.

Mir ist in letzter Zeit aufgefallen, wie viele Menschen ich kenne, die in irgendeiner Weise an einer Krankheit leiden (körperlich, psychisch, manchmal auch beides) oder mit sonstigen, ungewöhnlichen Schwierigkeiten zu kämpfen haben. Manchmal scheint es, dass der Anteil der Menschen, die krank, leidend oder von Schwierigkeiten bedrängt werden, größer geworden ist. Dabei ist unsere eigene Gemeinschaft keine Ausnahme. Die SJM ist hier nur ein Spiegelbild unserer Gesellschaft. Was kann uns dies sagen? Hierzu einige Gedankenanstöße:

Erstens: Es ist eine grundlegend wichtige Erkenntnis, dass Krankheit, Leiden und Schwierigkeiten häufiger vorkommen als wir meistens denken. Wenn wir selbst oder Menschen aus unserem näheren Umfeld von diesen Einschränkungen betroffen sind, dann hilft uns vielleicht die Feststellung, wie zahlreich solche Schwierigkeiten tatsächlich sind, wir sind also mit unseren Schwierigkeiten nicht allein. Ganz frei von solchen Einschränkungen zu sein, ist manchmal schon eher die Ausnahme und nicht die Regel. Das ist keine besonders erfreuliche Erkenntnis, aber die Realität; und deshalb ist das Wissen um diese vielleicht doch eine Erleichterung.

Zweitens: Wenn ich akzeptieren kann, dass Krankheit, Schwäche und Herausforderungen ein „normaler Bestandteil“ des Lebens sind, dann werden diese Dinge dadurch zwar nicht unbedingt leichter oder angenehmer, aber ich kann mit mehr Gelassenheit mit ihnen umgehen. Unser Pater Spiritual hat in seinem langen (priesterlichen) Leben sehr viel menschliche Not und menschliches Versagen erlebt. Das hat ihn nicht unempfindlich für die Nöte der Menschen gemacht. Aber die Existenz solcher Nöte war für ihn normal. So war er im Hinblick auf die menschliche Gebrechlichkeit ein Realist. Und deshalb konnte er gelassen damit umgehen. Das hat ihn u.a. zu einem gesuchten Beichtvater gemacht.

Drittens: Manchmal ist es notwendig, dass uns die gewohnten Dinge des Lebens eine Zeit lang fehlen, damit wir sie wieder zu schätzen wissen. Jemand, der schwer krank war, schätzt die Gesundheit wieder mehr. Jemand, der eine Zeit lang auf die Annehmlichkeiten unseres normalen Lebens verzichtet hat (zum Beispiel im Pfadfinderlager), kann das Geschenk des selbstverständlich gewordenen „Luxus“ einer angenehmen Matratze, das fließende warme Wasser und den mittäglich gedeckten Tisch wieder mehr würdigen. So ist die Erfahrung von eigenem oder fremdem Leid eine Chance, dankbarer für all die Dinge zu sein,

die in unserem Leben normal funktionieren. Dankbarkeit schenkt Zufriedenheit. Zufriedenheit wiederum gibt Lebensfreude. Für die kleinen Aufmerksamkeiten des Lebens dankbar zu sein, ist eine große Lebenskunst und eine wichtige Voraussetzung, um ein glückliches Leben zu führen. Nicht auf das zu schauen, was mir gerade fehlt, sondern den Blick darauf richten, welche kleinen Freuden mir das Leben heute schenken möchte. Noch wenige Tage vor seinem Tod konnte sich so unser Pater Spiritual kindlich über eine kleine Süßspeise freuen (vorausgesetzt, man brauchte für sie kein funktionierendes Gebiss).

Viertens: Gemeinsame Not verbindet. Es ist ein interessantes Phänomen, dass Menschen, die mit eigener Not vertraut sind, oftmals einen besonders guten Blick für die Not anderer Menschen haben. Wer aus eigener Erfahrung weiß, wie herausfordernd es sein kann, längere Zeit schwer krank zu sein, mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen oder Mangel an lebenswichtigen Dingen zu leiden, der versteht auch den leidenden Mitmenschen besser. Ich kann mich gut erinnern: wenn ich in früheren Jahren auf Sommerlager per Autostop längere Wege zurücklegen musste (und oftmals vergeblich nach dem nächsten Auto, das mich mitnehmen würde, Ausschau hielt), war ich wenigstens für einige Wochen schneller bereit, als Autofahrer selbst Tramper mitzunehmen. Gott lässt tatsächlich Leid in unserem Leben auch deshalb zu, weil es uns sensibler für das Leid anderer Menschen und im besten Sinne „kompetenter“ für die Unterstützung solcher Menschen macht. Es ist tröstlich, dass ertragene eigene Schwierigkeiten somit anderen Menschen zugutekommen können.

Fünftens: Im Rückblick auf das eigene Leben fällt es oftmals leichter, den Zusammenhang von scheinbar zusammenhangslosen Dingen zu erkennen und den Sinn von Ereignissen zu verstehen, die uns damals, als sie Gegenwart waren, ziemlich sinnlos erschienen. Dies gilt vor allem für die herausfordernden Phasen unseres Lebens. Im Nachhinein stellen sie sich manchmal als besonders wertvoll heraus. Es kann tatsächlich sein, dass wir gewisse Fortschritte nur deshalb machen konnten, weil es diese Herausforderungen gegeben hat. Der Blick zurück auf unser Leben kann uns so mit manchem versöhnen, das damals überhaupt nicht willkommen war. Ein kleiner Hinweis sei in diesem Zusammenhang erlaubt: So hilfreich es sein kann, für eigenes durchlebtes Leid eine Erklärung zu finden und seinen Sinn zu verstehen, so ist gleichzeitig große Zurückhaltung geboten, wenn es darum geht, anderen Menschen den Sinn ihres Leides „erklären zu wollen“. Hilfestellung zum Verständnis geben ist natürlich legitim, fertige Erklärungen parat zu haben, kann dagegen sehr verletzend sein. Es benötigt viel Fingerspitzengefühl, anderen Menschen zu helfen, den Blick für den Sinn ihrer Herausforderungen zu verstehen.

Sechstens: Die bisher genannten Gedanken können möglicherweise zu einem besseren Verständnis der Schwierigkeiten im eigenen Leben und zu einer Versöhnung mit ihnen zu führen. Trotz aller Bemühungen wird das jedoch nicht stets gelingen. Eines ist jedoch immer möglich, gleich ob wir die größeren Zusammenhänge gerade verstehen oder nicht: wir können Schwierigkeiten und Leiden Gott schenken und damit fruchtbar machen. Damit bekommen diese Schwierigkeiten einen unschätzbaren Wert – auch dann, wenn wir trotz aller Bemühungen „nicht mit ihnen klargekommen“ sind. In unserem eigenen Leiden vereinigen wir uns so mit dem Leiden Jesu Christi. Es ist nicht unbedingt notwendig, dass wir „Heilige im Ertragen von Unannehmlichkeiten“ sind, um diese dann Gott schenken zu können. Gott nimmt auch unvollkommene Geschenke an und ergänzt, was daran durch unsere menschliche Schwäche noch fehlt.

Siebtens: Im Vater unser beten wir regelmäßig darum, dass Gottes Reich kommen möge. Manchmal hat man den Eindruck, dass wir Christen diese Vaterunserbitte mit dem unausgesprochenen Zusatz beten „aber bitte noch nicht sofort …“ Als kreatürliche Wesen hängen wir mit allen Fasern am Leben in dieser Welt. Dabei gibt uns der Glaube doch die Zuversicht, dass dieses irdische Leben „nur“ Vorbereitung auf die ewige Glückseligkeit bei Gott ist. Dass alle Schönheit dieser Welt (und die Welt ist wahrlich voller Schönheit) nur ein schwacher Abglanz der Herrlichkeit Gottes ist, zu deren Teilnahme er uns als seine geliebten Kinder berufen hat. Schwierigkeiten und Leiden können helfen, unseren Blick wieder besser auf das ewige Ziel, zu dem wir berufen sind, auszurichten: „Was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat, was in keines Menschen Herz gedrungen ist, was Gott denen bereitet hat, die ihn lieben.“ (1Kor 2,9).

Von Herzen wünsche ich Ihnen und Ihren Lieben Gottes reichen Segen und den Schutz der himmlischen Mutter Maria,

P. Paul Schindele SJM
(Generaloberer)

IN EIGENER SACHE:

Wir freuen uns, wenn unsere Ordenszeitschrift weiterverbreitet wird. Hier können Sie den 4 Mal im Jahr erscheinenden „Ruf des Königs“ kostenlos abonnieren.

Im Rückblick war dieser Unfall ein grosses Geschenk

EIN INTERVIEW VON PATER DANIEL ARTMEYER SJM

Dieses Mal durfte ich mit Josef und Alexandra Strümpf aus dem Mostviertel in Niederösterreich sprechen. Die beiden haben sich 2014 auf einer Wallfahrt ins Heilige Land kennengelernt und 2019 geheiratet. Inzwischen haben sie zwei Söhne im Alter von 3 und 5 Jahren. Josef arbeitet als Systemadministrator, Alexandra führt daheim eine kleine Landwirtschaft. Doch damit nicht genug: nebenbei hat Familie Strümpf eine Ferienwohnung für „Urlaub auf dem Bauernhof". Ich möchte mit Josef und Alexandra besonders über ein tragisches Unglück sprechen, das sich im Frühjahr ereignet hat, und wie sie diese Herausforderung als Familie gemeistert haben.

Pater Daniel: Lieber Josef, liebe Alexandra, es freut mich sehr, dass ihr heute ein wenig Zeugnis geben wollt über euer Leben als katholische Familie, im Besonderen über die vergangenen Monate, die für euch nicht ganz einfach waren. An euren zahlreichen Beschäftigungen und Hobbys erkennt man, dass ihr sehr aktiv seid. Vor ein paar Monaten hat die Vorsehung euch gezwungen, auf die Bremse zu steigen und andere Prioritäten zu setzen. Was ist passiert?

Josef: Ja, das stimmt. Bei uns ist eigentlich immer viel los: der Beruf, die Landwirtschaft, der Gästebetrieb, die Renovierungsarbeiten der letzten Jahre, und natürlich das Familien- und aktive Glaubensleben.

Alexandra: Da macht man sich manchmal selbst Stress oder lässt sich stressen und wird in manchen Bereichen unvorsichtig…

Josef: Am 24. März war so ein Tag, an dem viel los war. Nach der Arbeit wollten wir noch gemeinsam eine Strohlieferung auf den Heuboden bringen. Um nicht den weiten (aber sicheren) Weg über die Treppe nehmen zu müssen, benutzte ich die Leiter. Plötzlich rutschte sie nach hinten weg und ich stürzte aus 3 Metern Höhe auf den Betonboden. Dabei habe ich mir den Unterkiefer zertrümmert und den Oberkiefer, die Augenhöhle und das Jochbein gebrochen. In der Folge kam ich mit dem Hubschrauber ins Krankenhaus, wurde 4 Stunden notoperiert, war 5 Tage im Tiefschlaf und wurde währenddessen nochmals 14 Stunden operiert. Anschließend war ich noch eine weitere Woche auf der Intensivstation. Doch dank vieler Schutzengel und hervorragender Ärzte geht es mir heute wieder fast so gut wie vorher.

Pater Daniel: Ich glaube man darf noch ergänzen, dass du sehr viel Blut verloren hast und du wirklich lebensgefährlich verletzt warst. Um ein Haar hätte eure Familie also ihren geliebten Ehemann und Papa verloren. Was macht das mit einer Familie? Wie haben die Kinder das beispielsweise erlebt?

Alexandra: Ja es war knapp. Glücklicherweise waren die Kinder während des Unfalls nicht daheim, sondern bei meinen Eltern. Ich habe ihnen dann in den folgenden Tagen schrittweise erklärt, dass der Papa sich verletzt hat, operiert werden muss und sich viel ausruhen muss, damit er wieder gesund wird. Sie haben das eigentlich sehr gut aufgenommen. Matthias, unseren Ältesten, habe ich, als Josef wieder halbwegs ansprechbar war, auch auf die Intensivstation mitgenommen. Da wir glücklicherweise eine Dorfhelferin bzw. Familienhelferin bekommen haben, waren die beiden gut aufgehoben und beschäftigt. Eigentlich war es für sie sogar lustiger als sonst daheim und sie haben sehr viel Aufmerksamkeit bekommen.

Pater Daniel: Was war im Rückblick die größte Herausforderung für euch? Josef: Wieder selbstständig atmen zu lernen! Zu Beginn war ich auf eine künstliche Beatmung angewiesen, die jedoch nach und nach zurückgefahren werden musste. Jedes Mal, wenn die Beatmung reduziert wurde, hatte ich zunächst das Gefühl zu ersticken. Ich musste bei jedem einzelnen Atemzug bewusst mitdenken.

Alexandra: Und die größte Freude war der erste Schluck Wasser.

Josef: Ja, definitiv. Da habe ich mich riesig drüber gefreut.

Pater Daniel: Und was empfindest du rückblickend als die größte Herausforderung, Alexandra?

Alexandra: Für mich war es am herausforderndsten, alles organisatorisch unter einen Hut zu bringen: möglichst viel bei Josef sein zu können, den Kindern gerecht zu werden, die Stallarbeit, die Urlaubsgäste, Telefonate mit der Versicherung etc. … fehlende Passwörter und Zugangsdaten! (lacht) Wir hatten halt immer eine klare Arbeitsteilung. Heute würde ich jedem raten, solche wichtigen Daten gut zu dokumentieren!

Pater Daniel: Was ist euch damals beim Unfall als Erstes durch den Kopf gegangen?

Josef: Als ich nach dem Sturz gemerkt habe, dass ich viel Blut verliere, habe ich alles in Gottes Hände gelegt. Ich weiß noch, dass ich gebetet habe: „Lieber Gott, ich habe eine Frau und zwei Kinder, um die ich mich kümmern muss. Gib mir bitte eine zweite Chance!“ Auch habe ich an zwei Bekannte gedacht, die in den letzten Jahren in den Bergen tödlich verunglückt waren. Ich habe zum Herrn gesagt: „Bitte nicht mich auch noch!“ Der nächste Gedanke war, dass ich meiner Frau unglaublich gerne gesagt hätte, dass ich sie gernhabe und es mir so leidtut, dass ich nicht auf sie gehört habe. Sie hatte mich nämlich gewarnt, die Leiter zu benützen und mir geraten, lieber über die Treppe zu gehen.

Alexandra: Ich hatte schon vor ca. einem Jahr eine Vorahnung, dass irgendetwas Schlimmes passieren würde. Das kam mir dann gleich wieder in den Sinn. Der nächste Gedanke war: Hoffentlich wird Josef das überleben. Ansonsten habe ich mir in der Situation wenig Gedanken gemacht. Am schlimmsten war die Hilflosigkeit und das Warten auf die Rettung hat sich unendlich lang angefühlt.

Pater Daniel: Inwiefern hat der Unfall euer Glaubensleben verändert oder geprägt?

Alexandra: Dankbarkeit! Ich bin heute unglaublich dankbar! Dankbar darüber, wie glimpflich die Sache ausgegangen ist, dass wir so viel Unterstützung erhalten haben, dass so viele Menschen für Josef gebetet haben und wie schnell er sich wieder erholt hat.

Josef: Das sehe ich genauso. Es ist unglaublich, wie weit sich die Nachricht über meinen Unfall in Österreich verbreitet hat, wie viele gebetet haben und Messen gefeiert haben. In meinen Augen ist es definitiv ein Wunder, dass es so gut ausgegangen ist und es mir schon wieder so gut geht. Außerdem habe ich durch den Unfall wieder gelernt, die kleinen Dinge viel bewusster wahrzunehmen und nicht einfach vorauszusetzen, z.B. selbst atmen und essen zu können.

Alexandra: Nichts ist selbstverständlich! Pater Daniel: Inwiefern hat die Sache eure Ehe verändert?

Josef: Wie schon gesagt, hatte Alexandra mich ja mehrmals darauf hingewiesen, lieber die Treppe zu nehmen. Obwohl ich nicht auf sie gehört habe und sie allen Grund gehabt hätte, mir deswegen böse zu sein, war sie es nie. Ganz im Gegenteil! Sie war jeden Tag da! Jeden Tag – auch als ich im Tiefschlaf lag – saß sie an meinem Krankenbett und hat meine Hand gehalten. Mir ist noch bewusster geworden, dass ich eine wunderbare Frau und tolle Kinder habe. Insofern sehe ich den Unfall heute auch als Geschenk an.

Alexandra: Ja, in vielerlei Hinsicht wurden uns durch den Unfall viele Dinge geschenkt. Wir haben beispielsweise seit der Hochzeit noch nie so eine intensive Zeit miteinander verbracht. Die vergan-

genen Monate waren für unsere Ehe und unsere Familie eine extrem wertvolle Zeit.

Pater Daniel: Gab es einmal den Moment, dass ihr mit Gott gehadert habt aufgrund der Situation?

Josef: Nein, eigentlich nicht. Ich weiß nicht, wie es bei Fremdverschulden oder anderen Umständen gewesen wäre. Aber in meinem Fall war mir immer klar, dass ich selbst schuld war an meiner Situation. Daher konnte ich es auch recht gut tragen.

Alexandra: Am Ende überwiegt immer die Dankbarkeit, dass Josef Glück im Unglück hatte.

Josef: Wenn ich ein wenig anders gefallen wäre, hätte ich bleibende Schäden am Gehirn oder an der Wirbelsäule davontragen können. Ich hätte zum Pflegefall werden oder sterben können.

Pater Daniel: Inwiefern hat der Unfall eure Sicht auf Leiden und Tod verändert?

Josef: Das mag vielleicht ungewöhnlich klingen, aber eigentlich habe ich meine Situation nicht als leidvoll wahrgenommen.

Die Freude leben zu dürfen – und keine nennenswerten Einschränkungen davongetragen zu haben – ist so groß, dass Schmerzen und Unannehmlichkeiten nebensächlich erscheinen.

Gleichzeitig wurde mir bewusst, dass ein Augenblick das Leben verändern oder sogar beenden kann und wie nah der Tod sein kann – wie wichtig es daher ist, jederzeit vorbereitet zu sein.

Alexandra: Josef hat sich unglaublich schnell wieder ins Leben zurückgekämpft. Wenn er sich ein Ziel setzt, will er es unbedingt erreichen - „geht nicht, gibt's nicht". Mir wäre es wahrscheinlich viel schwerer gefallen.

Meine zweite Schwangerschaft, in der es mir sehr schlecht ging, habe ich als viel leidvoller empfunden als die Umstände jetzt.

Pater Daniel: Würdet ihr sagen, dass ihr durch den Vorfall eher vorsichtiger geworden seid, um solche Dinge zu vermeiden oder habt ihr eher eine Gelassenheit entwickelt, da ihr auch Gottes Wirken darin wahrgenommen habt?

Alexandra: Durch meine Ausbildung auf der Landwirtschaftsschule bin ich eher darauf trainiert, sehr aufmerksam auf mögliche Gefahrenquellen bei der Arbeit zu achten. Bei Josef ist das etwas weniger ausgeprägt. (lacht)

Ich würde sagen man braucht Gott, sein Glück, das Schicksal oder wie auch immer man es nennen mag nicht herausfordern. Falls Gott einem durch einen Unfall oder eine Krankheit etwas zeigen wollen würde, findet er bestimmt auch so noch genug Möglichkeiten. (lacht)
Gleichzeitig braucht man aber auch nicht ängstlich zu sein. Es geht vielmehr darum, klug zu handeln und Gefahren mit dem nötigen Respekt zu begegnen.

Josef: Früher habe ich Gefahren oft gar nicht als solche wahrgenommen, heute bin ich deutlich aufmerksamer. Vor allem ist mir die Verantwortung gegenüber meiner Familie bewusst geworden – und auch, wie viele Umstände man für die Menschen um sich herum verursacht, wenn etwas passiert. Angst habe ich deshalb nicht, aber ich gehe bewusster und überlegter mit Risiken um.

Pater Daniel: Was nehmt ihr zusammengefasst als Lehre aus den vergangenen Monaten mit, was ihr auch anderen Familien mitgeben möchtet?
Alexandra: An erster Stelle sicher, dass wir immer vorbereitet sein sollten. Es ist wichtig, sein Leben jederzeit und in jeder Hinsicht in Ordnung zu halten – und auch nicht im Streit auseinanderzugehen.
Josef: Da stimme ich vollkommen zu! Und Passwörter, Zugangsdaten, Verträge, Arbeitsabläufe, Dokumente und Finanzen zu dokumentieren und besprechen (lacht).
Alexandra: Ich würde auch sagen, dass wir unsere Zeit jetzt bewusster leben. Wir nehmen uns mehr Zeit füreinander, für die Kinder, für die Familie. Wir genießen jeden Tag, der uns miteinander geschenkt ist. Das kann man sich auch so immer wieder vornehmen – dafür braucht es eigentlich keinen Anlass.
Josef: …oder gar einen Unfall.
Alexandra: Und vor allem: dankbar sein für das, was oft so selbstverständlich zu sein scheint.

Der Wert eines behinderten Lebens

Die Geschichte der Marie Heurtins

VON P. MARTIN LINNER SJM

Suor_Sainte_Marguerite_e_Marie_Heurtin_ante_1910_-_Archivio_Meraviglioso_ICM_BC1910n29f1.jpg

Marie Heurtin wurde 1885 in Vertou, nahe Poitiers, in Frankreich geboren. Vermutlich infolge eines erblichen Gendefekts war sie von Geburt an taub und blind. Sie wuchs in einer kinderreichen Familie auf, in der mehrere Geschwister ebenfalls an Behinderungen litten. Alle liebten Marie, doch zugleich waren sie mit ihr völlig überfordert. Ohne Sprache, ohne Zeichen, ohne Bezug zu anderen Menschen wuchs Marie wie ein wildes Tier auf.

Sie wurde älter, aber niemand konnte ihr etwas über Regeln, über Ordnung oder Zuneigung beibringen, die über das Füttern hinausging.

Ein Vater ringt um Hoffnung

Maries Mutter kam immer mehr an ihre körperlichen und seelischen Grenzen. Ihr Vater, ein einfacher, frommer Fassbinder, weigerte sich, dem Drängen der Behörden nachzugeben und sie in die *Irrenanstalt Grand-Saint-Jacques* in Nantes einzuliefern. Zugleich ertrug er kaum den Gedanken, dass seine Tochter ihr ganzes Leben in unüberwindlicher Dunkelheit und Einsamkeit verbringen sollte.

Eines Tages hörte er von der Gemeinschaft der *Sœurs de la Sagesse* in Larnay, einem Kloster, das sich der Bildung gehörloser Mädchen annahm. Dort hatten die Nonnen bereits große Erfolge erzielt, indem sie tauben Kindern das Fingeralphabet beibrachten. Doch Marie war nicht nur taub, sondern auch blind – und das gleichzeitige Auftreten dieser beiden Behinderungen galt damals als unüberwindliches Hindernis für jegliche Bildung und Erziehung.

Ein Kind wie ein ungestümes Tier

Im Jahr 1895 brachte der Vater seine Tochter nach Larnay. Das Mädchen war fast zehn Jahre alt, ungestüm, trotzig, voller Angst vor jeder fremden Berührung. Die Oberin, Mutter Saint-Hilaire, erschrak, als sie sah, wie Marie sich verhielt: Sie stieß Dinge um, kratzte, biss, riss Möbel um und konnte keine Sekunde still sitzen. Zu ihrem Erstaunen lief die Taubblinde sogar weg und kletterte auf einen Baum. Für sie war Marie – wie viele damals glaubten – „ununterrichtbar“. Doch die tragische Geschichte dieses verängstigten Kindes rührte sie zutiefst, und so sagte sie dem verzweifelten Vater: „Ich behalte sie.“

Die Geduld einer Heiligen

Eine junge Ordensfrau, Schwester Sainte-Marguerite Bourcet, wurde beauftragt, sich um Marie zu kümmern. Schon bald erkannte sie in ihr mehr als nur ein wildes, verschlossenes Kind. Sie sah das unentdeckte Leben hinter der Mauer aus Dunkelheit und Schweigen. Sie bat die Oberin, die immer mehr Zweifel hatte, ob ein Unterricht überhaupt möglich und sinnvoll sei, wenigstens den Versuch wagen zu dürfen.

Schwester Marguerite wusste, dass dies kein gewöhnlicher Unterricht sein würde. Sie begann mit ganz kleinen Schritten: Sie blieb in Maries Nähe, führte ihre Hände, wusch sie, zog sie an. Immer wieder versuchte sie, Marie durch sanfte Berührungen zu beruhigen. Doch Marie kannte kein zwischenmenschliches Leben, verstand nicht, warum diese Frau sie anfasste oder festhielt. Sie wehrte sich mit aller Kraft. Tagelang, wochenlang dauerte dieser Kampf.

Andere Schwestern mahnten Marguerite: Sie solle sich nicht so verausgaben, es sei hoffnungslos. Doch Marguerite glaubte fest an das, was sie als göttlichen Auftrag verstand: Jedes Leben ist wertvoll, jeder Mensch hat eine Seele – und jedes Kind muss eine Sprache finden, damit diese Seele sprechen kann.

Das erste Wort

„Wie kann man zu diesem eingeschlossenen Geist vordringen, dessen Gefängnis keine Fenster hat?“, fragte sich Schwester Marguerite immer wieder. Doch dieses scheinbar unlösbare Problem schreckte sie nicht ab.
Sie bemerkte, dass das Kind eine besondere Vorliebe für Eier hatte, und gab ihr daher oft welche. Eines Tages, nachdem Marie ein Ei betastet hatte, nahm sie es ihr wieder und formte auf ihrer Hand das Zeichen, das im Zeichensystem der Taubstummen für „Ei“ steht. Doch für Marie war dieses Zeichen bedeutungslos – sie hatte nie gelernt, dass etwas einen Namen haben kann. Marguerite wiederholte alles unzählige Male. Doch Marie biss, schlug, riss sich los, lief davon. Und weil sie sich weigerte, das Zeichen zu machen, bekam sie das Ei nicht zurück, sondern stattdessen Obst.

Immer wieder schloss Marguerite ihren dann enttäuschten Schützling in die Arme, um ihm Nähe und Liebe zu zeigen, obwohl sie selbst dabei zusehends an Kraft verlor.

Am nächsten Tag legte sie wieder ein Ei auf Maries Teller; die Kleine griff danach, aber es wurde ihr erneut weggenommen, das Zeichen wiederholt… Zur großen Freude Marguerites machte Marie nach mehreren mühsamen Tagen endlich das Zeichen nach. Und sie bekam ihr geliebtes Ei zurück. So ging es mit Brot, anderen Speisen und sogar mit dem Besteck weiter. Bald stand für Marie bei den Mahlzeiten nichts mehr bereit – sie musste alles mit Zeichen erbitten. Doch all das tat sie nur mechanisch.

Der eigentliche Durchbruch kam mit dem Begriff „Wasser“. Eines Tages führte Marguerite das Mädchen zu einer Quelle auf dem Klostergelände. Immer wieder ließ sie das frische Wasser durch Maries Hände fließen und buchstabierte dabei das Wort Wasser in ihre Handfläche. Es war ein endloses, geduldiges Ritual. Dann geschah das Wunder: Plötzlich hielt Marie inne. Sie begriff, dass das fließende Wasser und das Zeichen in ihrer Hand zusammengehörten, dass dieses Zeichen etwas aussagte. Zum ersten Mal in ihrem Leben „verstand“, „begriff“ sie ein Wort.
Die Welt wird weit

Schwester Marguerite weinte vor Freude. Von diesem Moment an öffnete sich aber auch Maries Welt. Gierig verlangte sie nach mehr. Sie ertastete Steine, Holz, Obst und Gemüse – alles wollte sie benennen lernen. Ihre wilden Züge wichen dem Ausdruck eines unstillbaren Hungers nach Wissen. Marie begann, einfache Begriffe zu lernen, dann ganze Sätze. Mit den anderen Mädchen entwickelte sie ein eigenes System, um sich über Gebärden und taktile Zeichen zu verständigen.

Doch Schwester Marguerite zahlte einen hohen Preis. Die ohnehin lungengeschwächte Ordensfrau bekam zum wiederholten Mal Tuberkulose. Während Marie stärker wurde, wurde Marguerite schwächer. Doch sie wich ihr nicht von der Seite.

Vorläufig genesen begann Schwester Marguerite nun, Marie das Fingeralphabet der Taubstummen beizubringen. Doch weil sie nichts sehen konnte, musste die Schwester ausgesägte Holzbuchstaben auf ihre Hand legen und ihr beibringen, sie nachzuahmen – mit Engelsgeduld, über Monate hinweg. Am Ende konnte Marie ihre Gedanken in unzähligen Worten ausdrücken.

Die heiligmäßige Lehrerin hatte ihr sozusagen die Sprache geschenkt – nun wollte sie ihr auch das „Sehen" geben und brachte ihr die Blindenschrift nach Louis Braille bei. So unermüdlich die Schwester lehrte, so begierig lernte Marie, und schon nach einem Jahr konnte sie sprechen, lesen und schreiben.

Glaube, Licht und Liebe

Doch für die wunderbare Lehrerin ging die Arbeit jetzt erst richtig los. Sie wollte Maries Herz und Verstand ganz öffnen – ihr beibringen, Gefühle und Eigenschaften zu begreifen: groß, klein, ruhig, aufgeregt, tot, lebendig, warm, klug, stark …

In dieser Zeit zeigte Marie eine regelrechte Begeisterung für die Sonne. Oft streckte sie ihre Hände nach ihr aus, wollte sie erreichen, kletterte auf Bäume, um ihr näher zu sein. Eines Tages fragte Schwester Marguerite: „Marie, wer hat die Sonne gemacht?" – „Der Bäcker", antwortete Marie. Sie hatte ja nie das Sonnenlicht gesehen und stellte sich seine Wärme so vor wie die Hitze im Ofen, in dem das Brot gebacken wurde. „Nein", sagte die Schwester, „der Bäcker hat die Sonne nicht gemacht. Der, der die Sonne gemacht hat, ist größer, stärker, klüger als alle Menschen. Er kennt dich, er sieht dich, er liebt dich. Sein Name ist Gott. Und du bist sein Kind. Für dich lässt er die Sonne scheinen."

So stieg an diesem Tag ein Mädchen, das die Natur zu völligem Unwissen verurteilt hatte, auf die höchste Stufe menschlicher Erkenntnis empor. Ein neues Leben begann: Mit brennender Neugier lernte Marie die Geschichten der Bibel, das Leben Jesu und die Fragen des Glaubens.

Marie entwickelte eine ganz tiefe Gottesbeziehung. Sie betete mit den Schwestern und nahm regelmäßig an den klösterlichen Gebetszeiten teil — auf ihre Weise, mit Händen, Zeichen und innerer Sammlung. Sie gewann eine große Liebe zur Eucharistie und zur Gottesmutter und hielt sich gerne stundenlang und still in der Kapelle auf.

Sie lernte Gebetstexte auswendig, buchstabierte sie mit den Fingern oder las sie in Blindenschrift. Bei ihren Gebeten faltete sie die Hände und formte gleichzeitig mit ihren Fingerspitzen Worte — ein berührendes Bild ihres ganz eigenen vom Tastsinn geprägten Betens.

Bald darauf entdeckte sie die französische Geschichte und Geografie – und wurde sogar im Nähen mit der Nähmaschine ausgebildet.

Auch eine ganz neue Eigenschaft trat nun bei Marie zutage: ihr Humor. Es gefiel ihr, die anderen, meist jüngeren Mädchen liebevoll zu necken und kleine Scherze mit ihnen zu machen. Ihre Mitschülerinnen erschreckte sie gelegentlich ein bisschen und lief dann „ganz unschuldig" schnell weg – wie es halt ein taubblindes Mädchen kann. Beim Unterricht gab sie immer wieder mal falsche, aber umso lustigere Antworten. Oder sie stibitzte bei den Mahlzeiten das Brot der Schwestern. Sobald sie es merkten, entschuldigte sie sich mit übertriebenen, raschen Zeichen. Ihre eigene Freude begleitete sie dabei mit einem erfrischenden Lachen.
Die anderen Nonnen, anfangs voller Zweifel, waren nun tief bewegt. Sie sahen, dass in diesem wilden Kind ein menschliches Herz schlug, das zu sprechen gelernt hatte – mit Händen, mit Zeichen, mit Berührungen. Viele Nonnen halfen nun ihrerseits praktisch mit: Sie führten Marie spazieren, hielten Wache, fertigten für sie spezielles Lernmaterial. Die Mitschülerinnen integrierten Marie in ihre Gemeinschaft.
Und der so schwer behinderte Mensch hatte Freunde, lachte, betete. Aus dem stummen, wilden Tier war ein Mädchen geworden, das wusste: Ich bin nicht allein. Ich bin ein Kind Gottes.

Ein neues Leben

Marie wuchs zu einer jungen Frau mit feinen Zügen, lebhaften, klaren Augen heran – Augen, die nie etwas gesehen hatten und doch leuchteten. Die von Geburt an Stumme besaß nun mehrere Möglichkeiten, sich auszudrücken: Gebärdensprache, Fingeralphabet, zwei Blindenschriften (Braille und Ballu). Sie beherrschte die Schreibschrift anglaise tadellos an der Tafel, fast ohne Rechtschreibfehler, und schrieb auf der Blindenschreibmaschine. Sie lachte, strickte, half im Haushalt, „unterhielt" sich mit Hilfe ihrer Finger, hantierte sicher mit dem Maßband beim Nähen, fertigte Bürsten an, flocht Stuhlsitze neu – und liebte die Geschichte Frankreichs. Nur Ludwig der Fromme hatte ihren Zorn erweckt, weil er seinem Neffen Bernard die Augen hatte ausstechen lassen – dieses längst vergessene

historische Detail erschien ihr als das grausamste der ganzen französischen Geschichte.

Beeindruckend war die sprachliche Gewandtheit der 17-jährigen, wie ein Tagebucheintrag – sie nutze dafür eine Braille-Schreibtafel – aus dem Jahr 1902 zeigt:

„Welche Freude habe ich empfunden, als mir die liebe Mutter Saint-Hilaire sagte, dass meine liebe Lehrerin Schwester Sainte-Marguerite mich nach Vertou bringen würde, um meine Eltern zu sehen! Am 6. August wurde ich früh geweckt, um fünf Uhr… Bevor wir aufbrachen, verabschiedete ich mich von der Mutter Saint-Hilaire, meinen lieben Lehrerinnen und meinen Freundinnen. Wir liefen schnell zum Bahnhof von Poitiers. Schwester Marguerite kaufte Brotlaibe, verteilte sie für unser Mittagessen, jede bekam einen Korb mit Proviant. Wir warteten noch etwas im Warteraum. Um halb neun stiegen wir eilig in den Zug und nahmen in der dritten Klasse Platz.

Der Zug fuhr; wir Frauen plauderten fröhlich, frühstückten, aßen Brot, Wurst, Pfirsiche, tranken Wein. In Les Aubiers verteilte eine Dame Kuchen. Um zwei Uhr kamen wir in die große Stadt Nantes und fuhren mit einem Dampfschiff auf der Sèvre weiter nach Vertou. Endlich waren wir da.

… Wir liefen bis zu meinen Eltern. Unterwegs traf ich meine kleinen Schwestern, ich umarmte sie fest. Sie nahmen meine Hände und führten mich zu Mama; ich küsste Mama mit großer Freude. Ich dachte daran, dass Mama mich gepflegt hat, als ich sehr klein und sehr anstrengend war. Sie war sehr geduldig. Mama brachte mich zum Kinderbettchen, in dem mein Schwesterchen schlief, das vor fünfzehn Tagen geboren war. Ich nahm meine kleine Schwester auf den Arm, drückte und küsste sie. Sie weinte gar nicht.“

Ein Vermächtnis gegen Dunkelheit

Mit Marie war wirklich ein Wunder passiert. Die aufopferungsvolle Arbeit hinterließ jedoch auch Spuren an Schwester Marguerites Gesundheit. Die nun 50-jährige wurde immer schwächer und war dem Tod nahe. Marie wich kaum von ihrer Seite. Die Frau, die ihr die Sprache geschenkt und sie behutsam aus der Dunkelheit geführt hatte, war für Marie weit mehr als nur eine Lehrerin: Sie war ihr Licht und ihr größter Halt in einer Welt, die sonst still und dunkel geblieben wäre.
Marie wusste um den nahen Tod ihrer innigst geliebten Freundin, die für sie wie eine Mutter war. In diesen schweren Stunden spürte sie eine tiefe, stille Trauer, die sich nicht mit Worten beschreiben ließ. Ihre Gefühle fanden Ausdruck in zarten Berührungen und Blicken, die mehr sagten als alle Worte der Welt. Die Verbindung zwischen beiden war unzerbrechlich, und als Schwester Marguerite ihr am Sterbebett mit leisen, liebevollen Gesten die letzten Zeichen in ihre Hand formte – *„Lebe, lerne, liebe weiter“* – schien Marie dies als Vermächtnis zu begreifen, das sie fortan tragen und weitergeben wollte.

Der Tod der geliebten Ordensfrau am 8. April 1910 hinterließ für Marie eine tiefe Leere. Doch die Erinnerung an die unermüdliche Liebe der Schwester und der Glaube an Gott, den sie ihr schenkte, blieben als Trost in ihrem Herzen.

Marie blieb im Kloster Larnay. Sie lernte weiter, ließ sich unterrichten – und wurde selbst zur Mutmacherin für andere taubblinde Kinder. Bereits seit 1907 hatte sie sich um die neu aufgenommene Anne-Marie Poyet gekümmert, der sie die Blindenschrift beibrachte. 1910 begrüßte sie auch ihre jüngere Schwester Marthe in Larnay, die ebenfalls taub, stumm und blind war. Marie blühte im Dienst an den Menschen auf. Ehrlich konnte sie immer wieder sagen: „Ich bin so glücklich!“

Mit 36 Jahren erkrankte Marie an einer Lungenentzündung. Mit vollem Bewusstsein ging sie dem Tod entgegen und war bereit, ihr wertvolles und reiches Leben in die Hände Gottes zu legen. Auf dem Sterbebett faltete die geschwächte Frau ihre Hände und bewegte zugleich die Finger – ihre Art in der Taubblindensprache zu beten. Zahlreiche Schwestern und Mitschülerinnen knieten um ihr Bett. Marie war ganz ruhig und gefasst und ein zartes Lächeln lag auf ihrem Gesicht, als sie am 22. Juli 1921 ihrer geliebten Freundin nachfolgte – um den Himmlischen Vater endlich zu „sehen von Angesicht zu Angesicht“. (1 Kor 13,12)

Unter dem Titel „Die Sprache des Herzens“ wurde das Leben von Marie Heurtin und Schwester Sainte-Marguerite Bourcet 2014 verfilmt.

Obergünzburg im Herz
Mit Ignatius au

VON PATER JASON RASHTON SJM

Unser Mitbruder Pater Jason Rushton SJM ist den Lesern des „Ruf des Königs“ kein Unbekannter. Schon verschiedentlich hat er über seine Seelsorgearbeit in dieser Zeitschrift berichtet. Ab Oktober wird er eine neue Aufgabe übernehmen: Missionar in Kasachstan. In einem Brief an seine Pfarrangehörigen erklärt er seinen Schritt und verweist auf die Konstitutionen des heiligen Ignatius von Loyola, in denen es heißt: „Unsere Sendung ist es, an verschiedene Orte zu gehen und überall jenes Leben zu führen, wo besonders viel zur Ehre Gottes und zur Rettung der Seelen beigetragen werden kann.“ Zugleich ist sein Schreiben auch ein Bericht über seine Freude und Erfüllung als Seelsorger in der Pfarreiengemeinschaft in den vergangenen drei Jahren. Vor allem aber ein Zeugnis seiner Dankbarkeit gegenüber Gott und den Menschen.

Liebe Gläubige der Pfarreiengemeinschaft Obergünzburg!
Hier ist der Pater Jason. Heute wurde im gemeinsamen Pfingstmontagsgottesdienst unserer Pfarreien bekanntgegeben, wie es mit mir ab dem 1. Oktober weitergeht; außerdem wer als neuer Kaplan in die Pfarreiengemeinschaft kommen wird.

Mit diesem Brief möchte ich allen Pfarrangehörigen, besonders denen, die heute nicht dabei sein konnten, mitteilen, dass ich im Oktober des Jahres das nächste Kapitel meines Lebens beginnen darf, und zwar als Missionar in Kasachstan, worauf ich mich sehr freue. Meine Ordensgemeinschaft — die Diener Jesu und Mariens — hat ein Apostolat im fernen Osten; von dort aus macht sie Seelsorge in ganz Kasachstan und betreut zugleich eine Schule mit 170 Schülern.

Zwei Mitbrüder, die ich sehr schätze, P. Leopold Kropfreiter SJM und P. Gabriel Jocher SJM, warten schon auf mich. Ganz nebenbei: sie haben beide fantastische Tenorstimmen und spielen auch beide Orgel — ich kann jetzt schon sagen, dass wir viel musizieren werden! [Auch P. Jason spielt Orgel und hat die tiefste Bassstimme der SJM, Anm. d. Red.] Am Anfang werde ich natürlich hauptsächlich damit beschäftigt sein, die russische und anschließend die kasachische Sprache zu lernen.

Als gebürtiger Australier bin ich nun schon 11 Jahre im deutschsprachigen Raum und spüre, es ist Zeit, jetzt eine andere Lebenswirklichkeit kennenzulernen, einen neuen Teil der Weltkirche. Es ist also erstens der „Kairos“ für einen Wechsel.

Ich bin ganz bewusst 2014 in meine wunderbare Ordensgemeinschaft eingetreten, vor allem aus drei Gründen, wie ich schon oft erzählt habe: 1. Die ignatianische Spiritualität; 2. Der Schwerpunkt der Jugendarbeit und 3. Die katholische Ausgewogenheit.
Zu Punkt 1 gehört wesentlich die Bereitschaft, überall auf der Welt hinzugehen, wo man Gott mehr ehren und den Menschen mehr helfen kann. Dies finde ich eine sehr schöne Einstellung und eine, die ich konsequent leben möchte. Das ist der zweite Grund, warum Sie sich für mich freuen dürfen. Der dritte Grund ist, weil ich doch noch ein sehr junger Priester bin — es sind noch keine zwei Jahre seit meiner Priesterweihe vergangen. Es ist gut für einen Priester, möglichst viele verschiedene Dinge in seinen ersten Jahren zu erleben. Alle Schumpen [das sind Jungrinder, Anm. d. Red.] neben den Fahrradwegen um Obergünzburg haben mich schon öfters gesehen, und ich sie auch. Jetzt ist es Zeit für etwas Neues.

Ich bin Euch Gläubigen von Herzen dankbar für die letzten drei Jahre, die mich mein ganzes Leben lang prägen werden. Es waren locker die schönsten und erfüllendsten Jahre meines bisherigen Lebens. Denn ich durfte für Sie Priester bzw. Diakon sein – das war ich

en – Kasachstan vor Augen
uf neuen Wegen

vorher ja nicht. Schön, dass wir uns eigentlich nur von dieser Zeit her kennen.

Für mich gibt es so viele Highlights aus dieser Zeit, ich kann sie gar nicht alle aufzählen. Besonders viel Freude haben mir die 40 Taufen gemacht, wobei die 10 Hochzeiten am allerschönsten waren. Die ca. 40 Beerdigungen waren natürlich immer traurig, aber doch auch wieder sehr bewegend und hoffnungsvoll.
Wenn ich recht überlege: es gab doch etwas Schöneres als die Hochzeiten: Es waren die Beichten, v.a. von Menschen, die sehr lang nicht mehr waren und diesen Schatz neu für sich entdeckt haben. Aber auch an die Jugendausflüge, Jugendgruppen, Bibelrunden, die Festmessen, die Besuche im Kindergarten, die heiligen Messen im Seniorenheim, die Krankenbesuche, der Schulunterricht, die Firmvorbereitung, die Erstkommunionen ... – an all das denke ich gerne zurück.

Der eigentliche Höhepunkt aber war immer die heilige Messe, vor allem an Sonntagen und Festtagen. Das zweite vatikanische Konzil bezeichnet sie ja als „Quelle und Höhepunkt des ganzen christlichen Lebens“. Wenn ich nach einer Messe wieder in die Sakristei gekommen bin, dann habe ich mir gedacht: „Ich könnte jetzt nicht glücklicher sein. Das war jetzt so toll. Ich bin so froh, dass ich Priester geworden bin.“

Mir macht es sehr große Freude, wahrzunehmen, dass dieses Geschenk in unserer Pfarrei sehr geschätzt wird und immer wieder neue Gesichter in den Gottesdiensten zu sehen sind. Die eucharistische Verbundenheit ist die tiefste Verbundenheit — Communio ist das theologische Wort dafür, d.h. Kommunion. So waren wir schon öfters miteinander verbunden – und übrigens, es wird auch so bleiben!
Wenn Sie mir etwas Gutes tun wollen, dann bitte ich Sie um folgendes: Bitte unterstützen Sie den neuen Kaplan, P. Stephan Waxenberger SJM, genauso kräftig, wie Sie mich unterstützt haben. Oder besser: unterstützen Sie ihn noch mehr! Ich werde ihm im September alle meine Aufgaben und Anliegen anvertrauen – wir nehmen uns bewusst ausgiebig Zeit dafür. Sie sind bei ihm kaplantechnisch allerbestens aufgehoben.

Noch eine Bitte. Manche haben mir gesagt, dass sie wegen meines Wechsels traurig sind. Von anderen ist auch Unverständnis laut geworden. Sie sind enttäuscht von „der Kirche“. Die Verbundenheit der Gläubigen mit mir, die dadurch zum Ausdruck kommt, ehrt und freut mich. Auch mir fällt der Abschied nicht leicht und ich werde Sie alle vermissen. Aber immer wieder kommt für uns Menschen die Zeit und der Ruf Gottes, neue Aufgaben anzunehmen.

Man dürfte in diesem Zusammenhang natürlich auch fragen: Wer hat mich überhaupt nach Obergünzburg gebracht? Warum kennen wir uns überhaupt? Ich kann Ihnen ganz sicher sagen, dass ich vor drei Jahren Obergünzburg – geschweige denn Willofs oder Hopferbach – nie auf einer Karte gefunden hätte. Ich hätte es nicht mal mit Legoland verwechselt… Gott hat uns zusammengeführt. Es gilt also einfach dankbar zu sein für die gemeinsame Zeit. Dankbarkeit ist das Gebot der Stunde! Und dann nach vorne zu schauen und die PG-Obergünzburg weiterhin mit Leben – gemeinschaftlich und vor allem spirituell – zu füllen.

Ich kümmere mich dabei um Kasachstan und auch aus Kasachstan! Ich freue mich, wenn Sie am 28. September bei meiner Abschiedsmesse dabei sind.

Gottes reichsten Segen für Sie alle und im Gebet verbunden!

P. Jason

Mauerwerk, Messdienste und Milz-OP
Mein Leben als SJM-Bruder

VON BRUDER PETER MÜNCH SJM

Im Jahr 2009 wurde in der Zeitschrift Ruf des Königs die Frage gestellt: „Laienbrüder in der SJM – gibt es die?“ In diesem Zusammenhang wurde damals auch meine Tätigkeit auf Haus Assen erwähnt, mit einem schönen Satz, der mich bewegt hat: „… und er ist ein wahrer Segen für den ganzen dortigen Betrieb.“
Das ist inzwischen 16 Jahre her. Heute darf ich auf 18 Jahre Dienst auf Haus Assen und insgesamt 23 Jahre Ordensleben zurückblicken. Diese Zeit war geprägt von vielen Aufgaben, von geistlichen und praktischen Herausforderungen und von der Gnade Gottes, die mich stets begleitet hat.

Die Suche nach der eigenen Berufung

Als ich in die Gemeinschaft der Servi Jesu et Mariae eintrat, war es eigentlich mein Wunsch, Priester zu werden. Doch schon früh zeigte sich, dass meine Berufung vielleicht einen anderen Weg nehmen sollte. Unser Gründer, Pater Andreas Hönisch, war in der Anfangszeit des Ordens darauf bedacht, vor allem Priester zu gewinnen, um die Pfadfindergruppen ausreichend mit Kuraten zu versorgen. Für junge Männer, die den Wunsch hatten, als Laienbruder in der SJM zu dienen, war zu Beginn noch kein Ausbildungskonzept vorhanden und auch der Bedarf war noch nicht so klar. Doch mit den Jahren wurde Pater Hönisch die Notwendigkeit und Dringlichkeit bewusst, auch dienende Brüder in der Gemeinschaft zu haben, die das apostolische Wirken der Priester durch ihre Arbeit unterstützen und durch ihr Gebet mittragen.

So kam es, dass ich vor meinen ewigen Gelübden am 13. Mai 2006 in besonderer Weise darüber nachdachte, was Gottes Ruf an mich sein könnte. Zum Priestertum hätte ich das Abitur nachholen müssen, und die Oberen waren sich nicht sicher, ob dies wirklich meine Berufung war. Deshalb legte ich die ewigen Gelübde in Offenheit ab – offen sowohl für den Priesterstand als auch für das Leben als Laienbruder. Im Früh-

jahr 2007 hatte ich mit Pater Hönisch ein sehr gutes Gespräch und wir kamen darüber überein, ich sollte nach Haus Assen gehen, um dort herauszufinden, ob das Leben als Bruder meiner Berufung entspricht. Während der Jahresexerzitien im Sommer traf ich schließlich, nach reifem Überlegen und Gebet, die Entscheidung: Ich würde meinen Dienst als Laienbruder in der Gemeinschaft fortsetzen.

Die Aufgaben eines Bruders: Dienen im Verborgenen

Die erste Zeit auf Haus Assen war geprägt von intensiver Auseinandersetzung mit meinem neuen Stand. Ich las viele Bücher über Brüder und Schwestern im Ordensleben und dachte darüber nach, wie ich als Bruder den Priestern dienen und sie entlasten könnte. Auch Werke von Priestern studierte ich unter diesem Gesichtspunkt. Ich wollte verstehen, wie ich meine Aufgabe so erfüllen konnte, dass sie dem Ganzen diente.

Haus Assen, ein altes Wasserschloss mit 12,5 Hektar Grund, Park, Gewässern und altem Baumbestand, bringt vielfältige Aufgaben mit sich. Gerade, wenn man der einzige Bruder im Haus ist, gibt es unzählige große und kleine Dinge, die getan werden müssen. Viele Aufgaben sind die gleichen geblieben, auch wenn sich die Nutzung des Hauses vom Internat zum Geistlichen Zentrum gewandelt hat. Als Bruder bin ich vor allem in den äußeren Arbeiten tätig, die in jedem Haus und um jedes Haus herum notwendig sind – und vieles ist da natürlich bei einem alten Wasserschloss schon besonders.

Alltag zwischen Liturgie und Handwerk

Als Laienbruder lebe ich nach der gleichen Ordensregel wie die Priester. Ich nehme täglich an der Heiligen Messe teil – meist als Messdiener – und halte meine persönliche Betrachtung. Das Stundengebet ist für mich nicht verpflichtend, doch feste Gebetszeiten gehören selbstverständlich zu meinem Tag. Die sakramentale Weihe unterscheidet mich von den Priestern: Sie sind berufen zur Seelsorge, vor allem zur Feier der Sakramente. Als Bruder habe ich jedoch auch liturgische Aufgaben: Im März 2025 wurde ich zum ständigen Lektor beauftragt, und die Beauftragung zum Akolythen wird bald folgen. Es freut mich, dass ich so in unserer kleinen Gemeinschaft als Bruder auch in der Liturgie dienen kann. Und mit meinem Gebet unterstütze ich die Arbeit der Priester.

Zu meinen Hauptaufgaben gehört die Pflege des großen Parkgeländes und die Erhaltung des Anwesens. Als gelernter Maurer bin ich bei Renovierungs- und Umbauarbeiten gefragt. Das alte Wasserschloss hat viele Eigenheiten und viel Geschichte, die gepflegt und bewahrt werden wollen. Seit 2013 gehört es auch zu meinen Aufgaben, Besuchern unseres Schlosses Führungen zu geben und ihnen die Geschichte des Hauses nahezubringen. Ich habe mir mittlerweile so einiges über die Geschichte unseres Schlosses angelesen. Humorvoll nennen mich meine Mitbrüder manchmal „wandelndes Archiv“ oder „Lexikon“. Es freut mich besonders, wenn ich Menschen für die Geschichte dieses Ortes, wo Historie und gelebter Glaube so schön Hand in Hand gehen, begeistern kann.

Zeiten der Krankheit und des Vertrauens

Doch es gab auch schwere Zeiten. Im Jahr 2014 begann ich eine besondere Verehrung des seligen Kardinals Clemens August von Galen, angeregt durch eine Predigt unseres Hausoberen. Ende Oktober desselben Jahres wurde ich schwer krank: Eine Lungenentzündung, ausgelöst durch meinen bis dahin unentdeckten Diabetes, führte zur Einstellung auf Insulin. 2016 kamen starke Schmerzen hinzu, und es wurden Veränderungen an meiner Milz und Krebs festgestellt. In dieser Zeit wählte ich Kardinal von Galen als meinen besonderen Fürsprecher. Mit seinem Vorbild und meiner tiefen Zuversicht in seine Fürbitte konnte ich die schwere Krankheit durchstehen. Zwar geschah kein sichtbares Wunder, doch ich durfte viele verborgene Gnaden erfahren. Die Behandlung fand 2017 in München statt. Während der therapiefreien Zeiten konnte ich bei meiner Mutter Kraft schöpfen. Heute bin ich wieder gesund und darf meine Aufgaben in alter Frische tun. In verschiedenen Ausgaben des Ruf des Königs wurde damals über meine Krankheit berichtet, verbunden mit der Bitte um Gebet. Ich danke allen herzliche, die damals für mich gebetet haben.

Heute, nach 18 Jahren auf Haus Assen, blicke ich dankbar zurück. Ich durfte erfahren, dass das Leben als Bruder ein wertvoller Dienst ist – verborgen, dienend, unterstützend. Es ist ein Leben, das auf seine Weise Zeugnis gibt für Christus und seine Kirche. Das macht mich sehr froh und das schenkt meinem Leben Sinn.

Zuviel gelacht!
Nachruf für Spiritual Guido

VON PATER LUKAS BOHN SJM

Wer unseren Spiritual Guido Becker kannte, der wusste um seine Fröhlichkeit und seinen Humor. Es war nicht nur so, dass er gerne Witze am Tisch erzählte, sondern er lachte auch herzlich über eine komische Begebenheit oder eine erzählte humorvolle Anekdote. Über seine eigenen Witze konnte er in ungewöhnlich hohem Maße lachen. Zudem war er im Stande, über eigene Fehler zu lachen, die ihm im alltäglichen Leben passierten. Obwohl er gegen Ende seines Lebens lange im Bett liegen musste, fand man ihn häufig in einer fröhlichen Stimmung vor. Die widrigen Umstände, wenn seine Kräfte und sein Augenlicht immer weiter abnahmen, ließen ihn nicht seine Lebensfreude und seinen unbändigen Lebenswillen verlieren.

Eine weitere Qualität unseres Spirituals lag in der realistischen Betrachtung der menschlichen Schwäche. Das Wissen um die menschliche Gebrechlichkeit verlieh ihm eine angenehme Gelassenheit im Umgang mit Menschen. Beim Hören der Beichte hatte er immer wieder offene Ohren für menschliches Gebrochensein, dem er mit der göttlichen Barmherzigkeit zu begegnen versuchte. Unzählige Stunden verweilte er im Beichtstuhl um Novizen, Scholastiker wie auch Priestern die Beichte abzunehmen.

Ein weiteres Merkmal, welches ihn auszeichnete, war sein tiefer Glaube. Trotz seiner gesundheitlichen Einschränkungen versuchte er noch in hohem Alter jeden Tag sein Stundengebet zu verrichten. Dazu nahm er verschiedene Hilfsmittel in Anspruch: Ein Tablet, mit dem er die Texte des Stundengebets vergrößern konnte, um so mit seinem eingeschränkten Augenlicht diese lesen zu können. Oder er verfolgte das Stundengebet im Radio bei christlichen Sendern. Viele Stunden verbrachte er im Gebet in der Hauskapelle. Hinten links hatte er seinen festen Platz. Diese viele Zeit, die er Jesus im Tabernakel schenkte, war insofern von großer Bedeutung, da er einmal einem Mitbruder, der unter dem Mangel an Trost im Gebet litt, gestand, dass er selbst in den letzten Lebensjahrzehnten kaum geistlichen Trost erfahren habe. Manch einer war da an Mutter Teresa erinnert, die 50 Jahre in überwiegender geistlicher Trostlosigkeit verbrachte. Doch gerade darin zeigte er seine treue Liebe zu Christus, auch wenn er dann im hohen Alter so manches Mal beim Gebet einnickte. Auch die Feier der heiligen Messe nahm für ihn eine besondere Stellung ein. Als er noch Stehen konnte, feierte er die Messe täglich in der Auhofkapelle. Dabei gönnte er sich trotz seines fortgeschrittenen Alters keinerlei Dispensen. Selbst die bei der heiligen Messe vorgesehenen Kniebeugen bewäl-

o Becker

tigte er mit eiserner Willenskraft und sichtbarer Kraftanstrengung. Später im Altenheim versuchte er regelmäßig die heilige Messe von seinem Bett aus mitzufeiern.

Guido Becker wurde am 27. August 1925 im Hildegardiskrankenhaus in Mainz geboren. Er wurde per Zangengeburt zur Welt gebracht. Aufgrund seines verzerrten Köpfchens meinte die Großmutter: „Das Kind gibt einen Idioten!“ Als Sohn von Markus Becker und Emma Katharina wuchs er in bescheidenem Umfeld auf. In den 30er Jahren war der Vater arbeitslos und musste sich als Tagelöhner bei Verwandten Arbeit beschaffen. Familie Becker wohnte in Gonsenheim, wo Becker seine Kindheit verbrachte. Becker besuchte die Volkschule in Gonsenheim und später das Humanistische Gymnasium in Mainz. In der Schule bekam Becker in Betragen eine Drei. Als die Mutter bei der Lehrerin nachfragte sagte diese: „Er ist ansonsten ganz brav, aber er lacht immer.“ Becker: „Es war wie ein Zwang. Die anderen haben Quatsch gemacht und ich musste lachen. Ich habe dann versucht das Lachen zu unterdrücken. Ich habe dann gefaucht wie eine Katze.“

Als Ministrant hatte Becker immer gern bei Streichen mitgemacht: „Der Dienst mit dem Rauchfass war der begehrteste. Zum einen, weil man da ständig das Weihrauchfass schwenken konnte, zum anderen, weil es dampfte. Je mehr Rauch heraus stieg, umso lieber. Einmal haben ganz Pfiffige herausbekommen, dass Kerzenwachs besonders viel Rauch erzeugt. Darum mischten sie kleine Wachskügelchen unter den Weihrauch. Der Erfolg war weder zu übersehen noch zu überriechen. Dunkle Qualmwolken entquollen dem Rauchfass und verbreiteten alles andere als edlen Weihrauchduft.“

Den II. Weltkrieg erlebte er aus nächster Nähe. Im August 1942 gab es die ersten Fliegerangriffe auf Mainz. Zwei Nächte nacheinander wurde die Stadt bombardiert. Sein Heimatort Gonsenheim blieb verschont. Becker hätte wie auch seine Klassenkameraden eigentlich zum Militär gemusst, wurde aber aufgrund seiner nur 97 Pfund Gewicht nicht eingezogen. Dafür musste er zum Reichsarbeitsdienst, der eine Art vormilitärische Funktion hatte. Der Arbeitsdienst wurde hinter der Front geleistet. Es mussten Lager und Straßen gebaut werden.

Sofort nach dem Abitur entschied sich Becker für das Mainzer Priesterseminar. Am 1. April 1944 trat er dort ein. Außer ihm wohnten nur noch drei andere im Seminar. Diese waren aufgrund Invalidität nicht eingezogen worden. Das Studium fand im Priesterseminar statt. Es wurde gleich mit dem Philosophiestudium begonnen, das sich auf 4 Semester erstreckte. Ein Propädeutikum oder eine andere Vorbereitungszeit gab es zu dieser Zeit nicht. An Metaphysik konnte sich Becker noch erinnern. Der Professor las aus einem lateinischen Lehrbuch vor und kommentierte dies dann auf Deutsch. Wie schon erwähnt studierte Becker während des Krieges auf der philosophischen-theologischen Hochschule des Mainzer Priesterseminars. Erst nach dem Krieg wurde die Universität in Mainz neugeründet. Die Professoren der Hochschule des Priesterseminars wechselten nach dem Krieg fast alle an die neugegründete Universität. Die meisten der Professoren waren nicht habilitiert. Der Unterricht war eher schulmäßig gewesen. Eine wissenschaftliche Ausbildung wie im heutigen Sinn hatten sie nicht gehabt. Es gab nur Vorlesung. Wissenschaftliche Arbeiten wie Seminararbeiten hatte man zu dieser Zeit in der Priesterausbildung des Mainzer Priesterseminars nicht gekannt. Nach dem Krieg wohnten die Seminaristen weiter im Priesterseminar, besuchten aber die Mainzer Universität. Die Zeit der Priesterausbildung war auch mit Kosten verbunden. Die Seminaristen mussten für die Verpflegung im Seminar sowie die Studiengebühren selber aufkommen. Teilweise wurden die Seminaristen von den Eltern und von anderen Spendern finanziell unterstützt. Nach der Seminarzeit hatte Becker beim Priesterseminar Schulden, die er mit seinen ersten Kaplansgehältern beglei-

Guido Becker als Ministrant

Primiz von Guido Becker, links Bruder Markus, dann Mutter, dann Guido, ganz rechts Vater

chen musste. Das einzige Hobby, das er während der Seminarszeit hatte, war das Spielen der Gitarre. Becker hatte sich alles selbst mit Hilfe von Gitarrenlehrbücher beigebracht.
Die Nachkriegszeit war schlimm. Die Alumnen hatten nicht genug zu essen. „Wir bekamen fünf Pellkartoffeln auf den Teller gezählt. Morgens gab es drei Scheiben Brot mit Rhabarberaufstrich. Solang die Amerikaner da waren, waren die Umstände noch nicht so hart. Als aber die Franzosen da waren, musste Reparation gezahlt werden. Zwei Tage die Woche wurde der Strom abgeschaltet und nach Frankreich weitergeleitet. An jedem Tisch stand dann immer eine Kerze.“ Die Schwestern hatten oft Suppe gemacht, in denen Erbsen herumgeschwommen waren. Rücksichtsvoll wie die Schwestern waren, hatten sie an einem stromlosen Abend als m die meisten gar nichts von den Käfern merkten. „Wir haben nie so viel gelacht wie damals. Wir waren durch den Hunger überreizt. Wegen jedem Dreck mussten wir lachen.“

Viele der Seminaristen hatten lange Zeit als „Frontschweine“ oder in Gefangenenlagern außerhalb jeglicher Zivilisation leben müssen und nur aus Blechbüchsen gegessen. Darum gab es - um die Tischsitten wieder in Erinnerung zu rufen - einen „Magister elegantiarum“, der auf gute Manieren bei Tisch achtete. Während in der Kriegszeit mit Becker insgesamt nur 4 Studenten im Priesterseminar lebten, bereiteten sich nun etwa 80 Studenten auf das Priestertum in dem durch eine Sprengbombe teils zerstörten Priesterseminar vor. Aufgrund der geringen Anzahl von benutzbaren Zimmern, mussten sich jeweils zwei Seminaristen ein Zimmer teilen. Manche waren auch in einer Zelle des benachbarten Kapuzinerklosters untergebracht. Im Garten des Priesterseminars lagen viele Ziegelsteine, die von den Seminaristen saubergeklopft werden mussten, um sie als Baumaterial weiterzuverwenden.

Zum Psychiater der Andernacher Anstalt wurden Alumnen geschickt, bei denen sich der Regens nicht sicher war, ob ihre psychische Verfasstheit eine gute Grundlage für ein Priesterdasein darstelle. Auch Becker wurde einmal vom Regens vorgeschlagen, nach Andernach zum Psychiater zu gehen. Becker in seinem Buch Weihrauch und Pulverdampf: „So hatte ich zum Beispiel

Kaplan in Bingen

bei der vor den Mahlzeiten üblichen Schriftlesung gelacht, als das Evangelium von der Dämonenaustreibung in Gerasa verlesen wurde. Weil ich in meiner blühenden Phantasie sah, wie die zweitausend Schweine den Abhang hinunter rasten und sich in den See stürzten und das Wasser aufspritzte, bin ich herausgeplatzt. Zum Ärgernis einiger, die ja keine Ahnung hatten von dem, was ich „gesehen" hatte. Eines Tages haben mich die anderen gewarnt: ‚Lach nur heute nicht, wenn im Martyrologium nach dem Essen die Heiligen des kommenden Tages verlesen werden, der heilige Abt XY genannt wird. Während des ganzen Abendessens quälte es mich, ja nicht zu lachen, wenn der Name des Abtes dran wäre. Als dann der Vorlesende beim Martyrologium zu zögern schien, platzte ich schon heraus, aber der bewusste Name war noch gar nicht an der Reihe. Erst beim übernächsten Satz kam es heraus: ‚Zu Marchiennes in Frankreich der heilige Priester und Abt Poppo….' Da soll einer nicht lachen!" In einem Gespräch erklärte Becker dem Regens, dass „schon allein der Gedanke, unter keinen Umständen lachen zu dürfen" ihn zum Lachen reize.

Nachdem Becker die Seminarszeit beendet und sein Studium erfolgreich abgeschlossen hatte, wurde er am 4. März 1950 durch Bischof Stohr zum Priester geweiht. Nach seiner Priesterweihe war Becker Kaplan in Bingen, Seligenstadt, Mainz-Mombach und Offenbach-Bürgel. Direkt nach seiner Kaplanszeit wurde er überraschend an den Mainzer Dom gerufen.

Es war im Sommer 1959: Becker war gerade auf einem Jugendzeltlager und erhielt einen Anruf aus dem Ordinariat, mit der Bitte doch möglichst schnell im Ordinariat vorbeizuschauen. Der Dompfarrer war schwer krank und litt an einer Depression. Darum war man bemüht, möglichst schnell einen Nachfolger zu finden. Am 1. April 1960 wurde Becker dann zum Dompfarrer ernannt. Dies stellte eine Sensation dar, da normalerweise nur bewährte Pfarrer an den Dom kamen. Um sich keine Illusionen zu machen hatte man Becker gleich erklärt, dass er nie ins Domkapitel kommen würde.

Nach seiner Pensionierung verschlug es Becker 1994 dann nach Kasachstan. In Karaganda betreute er die Pfarrei Aktjubinsk, die flächenmäßig größer war als die ganze Diözese Mainz. Das Lernen der russischen Sprache war Becker sehr schwergefallen, da die Russen im Gegensatz zu den Mainzern eine sehr harte Aussprache pflegten.

Als die Russlanddeutschen immer mehr aus Kasachstan auswanderten, und so die Anzahl der Pfarreimitglieder geringer wurde, verlies Becker Kasachstan und nahm eine Stelle als Hausgeistlicher in einem Altenheim in Niedaltdorf an. Im Mai 1998 begann er seinen Dienst. Jedoch im November desselben Jahres bekam Becker einen Anruf von Pater Hönisch, den er noch von seiner Zeit in Mainz kannte. Sie waren sich mehrmals bei den Lichterprozessionen in Wickstadt, sowie bei den Sühnenächten im Rochusstift in Mainz begegnet. Hönisch meinte, er brauche einen Spiritual für seine „jungen Leut". Becker machte Hönisch aber darauf aufmerksam, dass er nicht einfach die Zelte abbrechen könne, da er erst vor kurzen die Stelle als Hausgeistlicher übernommen hatte. Bis Mai 1999 wirkte Becker als Hausgeistlicher im Saarland, dann übernahm der die Aufgabe des Spirituals im Auhof. Als er Hönisch nach den Aufgaben fragte, die er ihm übergeben wolle, meinte

Markus und Guido Becker als Kinder

dieser: „Du musst Punkte halten und Beichte hören." Becker war über 20 Jahre Spiritual im Auhof und begleitete zahlreiche Seminaristen auf dem Weg zum Priestertum. Gegen Ende seines Lebens verließen ihn immer mehr seine Kräfte. Mit 99 Jahren ging er am 26. Juni 2025 zu seinem Schöpfer heim. Möge er Frieden finden und auch in der Ewigkeit seinen Humor nicht verlieren.

Maiandacht 2017

Begegnungen am See

Staunen über die Vorsehung Gottes - Teil 3

VON PATER MICHAEL REHLE SJM

Was für ein unangenehmer Tag! Alles ging drunter und drüber, die Dinge liefen überhaupt nicht wie geplant, und ich war für fast alles zu spät. So war es mir auch nicht möglich, meinen nachmittäglichen „Rosenkranzspaziergang“ am See zu machen ... Doch genau dadurch – und nur dadurch – kam es, dass ich zufällig Timo traf.

Aber vielleicht beginnen wir besser am Anfang. Ich muss ein wenig ausholen, lieber Leser – nur so wird deutlich, wie die Vorsehung in dieser Geschichte Dinge, Situationen und Menschen lenkte:

Die örtliche Gemeinde bietet einfache Sprachkurse für Niederländisch an. Einmal in der Woche trifft man sich dort mit anderen „Sprachnovizen“: Man lernt, sich auf Niederländisch auszudrücken, Geschichten zu erzählen, Grammatik zu üben und verschiedene Aufgaben zu lösen.

Meine Mitbrüder hatten mir schon länger empfohlen, an einem solchen Kurs teilzunehmen. Leicht fiel es mir nicht, mich darauf einzulassen – immerhin war ich zu diesem Zeitpunkt bereits eineinhalb Jahre in Belgien – und ich war mir nicht sicher, ob ich auf andere Weise nicht besser und schneller Niederländisch lernen könnte.

Doch schließlich willigte ich ein – ehrlich gesagt: etwas widerwillig.

Zufällig saß ich von Anfang an neben einer älteren Dame – nennen wir sie Monika. Sie besuchte den Kurs gemeinsam mit ihrem Mann Gustave – zur Freizeitgestaltung, zur Verbesserung ihrer Sprachkenntnisse (sie sind Wallonen und sprechen zu Hause Französisch), aber vor allem auch, um unter Leute zu kommen und Kontakte zu knüpfen.

Da jeder zu Beginn jedes Unterrichttreffens erzählen sollte, was er seit dem letzten Mal erlebt hatte, erwähnte ich naturgemäß immer wieder Wallfahrten, Katechesen, Messen usw. Oft folgten dann interessierte Rückfragen wie: „Gibt es das noch?“ – „Das ist aber interessant!“ – „Dann muss ich mir dieses ‚Kloster‘ auch mal anschauen!“ – „Ach, der Rock heißt ‚Soutane‘?“

Vor allem Gustave und Monika waren noch irgendwie katholisch so-

zialisiert. Gustave sagte einmal: „Ich wusste nicht, dass in diesem großen rosa-orangenen Gebäude jeden Tag eine Messe ist – aber ich kenne das Kloster schon lange. Ich fahre oft daran vorbei …“

So lud ich Gustave und Monika zu einer Sonntagsmesse ein. Sie waren überrascht – und begeistert, dass so viele Kinder und junge Familien anwesend waren. Nur ein wenig lang fanden sie es.

Mit der Zeit freundeten wir uns an. Ich war immer wieder bewegt, wie dieses alte Ehepaar – jeder auf seinen Gehstock gestützt, jeder mit seinem ganz eigenen, kantigen Charakter – so tief aufeinander eingestimmt war durch 50 Jahre Ehe. Und wie treu sie Woche für Woche zum Sprachkurs kamen. Sie bereicherten unsere „Sprachkursklasse“ auf eine ganz besondere Weise.

Im Frühjahr war ich mit einer Gruppe drei Tage in den belgischen Ardennen unterwegs. Während einer Wanderung klingelte plötzlich mein Handy: Es war Gustave. Seine Frau Monika lag auf der Palliativstation im Krankenhaus, so berichtete er. Sie hatte eine Gehirnblutung erlitten – man befürchtete das Schlimmste.

Ich war schockiert. Ich sah sie noch deutlich vor mir – vor einer Woche hatten wir zusammen eine Übungsaufgabe gemacht. Trotz ihres Alters war sie so „lebendig“.

Gustave bat mich um die Sterbesakramente für sie. Gott sei Dank war es der letzte Tag des Ausflugs, und so verabredeten wir uns noch für denselben Abend. Gustave und sein Sohn holten mich ab, und wir fuhren gemeinsam ins Krankenhaus.

Die Familie war versammelt. Monika ging es deutlich schlechter, als ich es mir vorgestellt hatte und wahrhaben wollte. Sie war nicht mehr ansprechbar – in einer Art natürlichem Koma.
Wir beteten gemeinsam. Ich spendete die Krankensalbung. Wir lernten gemeinsam den Barmherzigkeitsrosenkranz, den wir vor dem aufgestellten Bild beteten.

Ich suchte nach tröstenden Worten … nach Worten, die bleiben – doch alles schien zu kurz zu greifen.

Zwei Tage später starb Monika.

Gustave fragte mich, ob ich auch die Beerdigung übernehmen könnte. Aus terminlichen Gründen war das leider nicht möglich. Im Gespräch stellte sich jedoch heraus, dass sie gelegentlich in ihrer Pfarrkirche zur Messe gingen – dort wurde dann auch die Beerdigung gefeiert.

Wir vereinbarten, später eine Requiemmesse in unserem Kloster zu halten, zu der wir alle „Schüler“ unseres Sprachkurses einluden.

Gustave erschien danach nicht mehr regelmäßig im Sprachkurs. Wir machten uns alle Sorgen.

Die beiden treuesten „Schüler“ nicht mehr zu sehen, hinterließ eine spürbare Lücke – besonders für jene, die keinen Glauben an das ewige Leben hatten.

Gustave wurde krank. Es ging ihm überhaupt nicht gut. Ich besuchte ihn.
Wir sprachen über Monika, das Leben, den Tod – und das, was danach kommt.

Er wiederholte immer wieder, wie sich alles gefügt habe: Dass ich zufällig im selben Sprachkurs war wie er und Monika (oder besser gesagt: dass ich letztlich einfach dem Vorschlag meiner Oberen gefolgt war), dass zufällig der Platz neben Monika frei war – den ich dann auch später gewohnheitsmäßig wieder einnahm – und dass so eine Beziehung wachsen konnte. Dass wir uns gut verstanden, dass sie Vertrauen fasste – und so wieder mit einem Priester in Kontakt kam.

Dass Gustave mich dann nach der Gehirnblutung anrief – das war für ihn einfach selbstverständlich.

Undurchdringlich, groß und wunderbar sind die Wege des Herrn. Er lenkt – wir müssen uns „einfach“ lenken lassen. Und das geschieht durch Menschen, Begegnungen und Umstände.
Im Gespräch über Leben und Sterben, die letzten Dinge betonte Gustave, wie gut es ist, vorbereitet zu sein – der Heimgang Monikas zum himmlischen Vater war uns allen noch so gegenwärtig. Ich durfte ihm ein Vorbereitungsheft für die Beichte dalassen. Er versprach mir, es sich anzusehen. Aber es bleibt offen, ob – und wann – er den nächsten Schritt tun wird.
Gustave kommt ab und zu zur Sonntagsmesse zu uns. Er weiß: Wenn er einen Priester braucht, bin ich für ihn da.

Lieber Leser, Sie fragen sich sicher: Wo bleibt jetzt die Geschichte von Timo?
Tja – Timo traf ich, nachdem ich bei Gustave zu Besuch war. Beim Spaziergang im Wohngebiet neben Gustaves Haus. Und nur deshalb – weil ich an diesem Tag für alles zu spät war, aber dann genau zur rechten Zeit unterwegs war … zur Zeit, die Gott vorsah, um Timo zu treffen – wenn auch nicht am See. ;)
Die Geschichte von Timo lesen Sie im nächsten Ruf des Königs.

Anmerkung der Redaktion: Die im Artikel erwähnten Personen haben der Veröffentlichung dieses Berichts zugestimmt.

IGNATIANISCHE IMPULSE

Das „Magis“ des heiligen Ignatius – Auf der Suche nach dem Mehr

VON PATER MARTIN LINNER SJM

In der ignatianischen Spiritualität begegnet uns ein kleines lateinisches Wort, das doch eine große innere Dynamik besitzt: „magis“, das „Mehr“. Es ist eines der Schlüsselworte des heiligen Ignatius von Loyola und seiner geistlichen Nachfolger. Dieses „Mehr“ meint nicht einfach ein „Immer weiter“, „Immer höher“, „Immer schneller“, wie es unsere leistungsgetriebene Zeit oft versteht. Es geht um ein Mehr an Liebe, an Tiefe, an Hingabe – ein Mehr für Gott.

Ignatius war ein Mensch, der stets auf der Suche war. Zuerst suchte er Ruhm, Ehre, die Bewunderung der Menschen – als Ritter, als Höfling, als Abenteurer. Doch als ihn eine Kanonenkugel bei der Verteidigung von Pamplona schwer verletzte und mit seinem Bein auch seine stolzen Pläne zerbrachen, begann eine neue Suche: die Suche nach Gott, nach dem wahren Sinn. Und er entdeckte auf diesem Weg: Wer sich ganz Gott anvertraut, wird nicht weniger Mensch, sondern mehr – tiefer, echter, erfüllter.

Was bedeutet „magis“?

Das Wort „magis“ heißt auf Latein schlicht „mehr“. In der ignatianischen Deutung geht es dabei nicht um Quantität, sondern um Qualität der Hingabe. Ignatius ermutigt uns, in jeder Lebenslage zu fragen: Was ist der größere Liebesdienst? Was dient mehr der Ehre Gottes? Was bringt mehr Frucht für das Heil der Seelen?

Dieses „Mehr“ ist keine Ruhelosigkeit, sondern eine innere Bewegung, die vom Heiligen Geist geweckt wird – eine Sehnsucht, tiefer einzutauchen in das, was wirklich zählt. Es ist das innere Drängen eines Herzens, das Gott liebt und darum fragt: Was kann ich noch mehr für Dich, lieber Gott, tun? Wie kann ich Dir noch ähnlicher werden?
Ignatius formuliert es in den „Geistlichen Übungen“ so: „Der Mensch ist geschaffen, um Gott, unseren Herrn, zu loben, ihm Ehrfurcht zu erweisen und ihm zu dienen, und so seine Seele zu retten. ... Die andern Dinge auf Erden sind für den Menschen geschaffen, um ihm bei der Verfolgung seines Zieles zu helfen“ (GÜ 23).

Daraus folgt: Unser ganzes Leben soll ausgerichtet sein auf das, was mehr zu diesem Ziel führt. Es geht um eine Unterscheidung der Geister, d.h. darum, zu prüfen, was in einer konkreten Situation das „magis“, das größere Gut, ist – nicht für mich allein, sondern für

das Ganze, für das Reich Christi und die Ehre Gottes.

Das magis als geistliche Haltung

Magis ist keine Technik, kein Projektplan, keine Erfolgsformel. Es ist eine innere Haltung. Eine Art zu leben, die aufmerksam ist für das Wirken Gottes in meinem Leben. Eine Haltung, die sich nicht mit dem Mittelmaß zufriedengibt, sondern die sich immer wieder fragt: Wo ruft mich Gott zu mehr?

Es ist das Gegenteil von Bequemlichkeit. Aber auch das Gegenteil von Aktivismus. Wer das magis wirklich lebt, wird nicht rastlos – sondern zielgerichtet. Es ist das Streben nach dem Größeren in Liebe. In kleinen wie in großen Dingen.

„Nicht das Vielwissen sättigt die Seele", schreibt Ignatius, „sondern das innerliche Verkosten der Dinge" (GÜ 2). Und ebenso gilt: Nicht das Vieltun bringt Frucht, sondern das, was aus Liebe getan wird.

Das magis fragt nicht: Wie kann ich möglichst viel leisten?, sondern: Was will Gott von mir – hier, heute, in dieser Situation? Manchmal kann das bedeuten, mehr zu tun. Manchmal aber auch, loszulassen, zu verzichten, still zu werden, Gott alles anzuvertrauen. Das magis ist kein Zwang, sondern ein Ruf unseres himmlischen Königs. Kein Druck, sondern eine Einladung.

Magis in der Nachfolge Jesu

Jesus selbst lebte das „magis" in vollkommener Weise. Er fragte in allem: Was ist dein Wille, Vater? (vgl. Mk 14,36). Und er liebte bis zum Äußersten: „Eine größere Liebe hat niemand, als wer sein Leben hingibt für seine Freunde" (Joh 15,13). Und Jesus zeigt selbst das wahre „Mehr": die totale Hingabe aus Liebe. Das Kreuz ist der höchste Ausdruck dieses magis.

Für Ignatius war klar: Wer Christus nachfolgen will, wird auch zu diesem inneren „Mehr" gerufen. Nicht, weil Gott uns ausnutzen, sondern weil er uns verwandeln will. Weil seine Liebe uns nicht kleinhalten, sondern weiten will. Das magis ist letztlich ein Ausdruck geistlicher Freiheit: Ich will nicht einfach das tun, was mir leichtfällt – ich will das tun, was mehr meinem tiefsten Wesen, meiner Sendung und Berufung entspricht.

Das Magis im Alltag leben

Wie aber sieht dieses „Mehr" konkret aus? Muss ich dafür mein Leben auf den Kopf stellen? Nicht unbedingt. Oft zeigt sich das magis in kleinen Schritten:

- Statt mich zurückzuziehen: einen Schritt auf den anderen zugehen.
- Statt mein Gebetsleben dem Zufall zu überlassen: Gebetszeiten für den Herrn fest einplanen.
- Statt nur zu bitten: Gott für seine Wohltaten danken und ihn anbeten.
- Eine Mutter, die inmitten der vielfältigen Aufgaben innehält und ein kleines Gebet spricht.
- Ein junger Mensch, der überlegt: Was ist meine Berufung? Wo kann ich mehr geben, weil mein Herz dort brennt?

All das sind Formen des magis.

Zeit zur Unterscheidung

Damit das magis nicht zur Selbstüberforderung wird oder auch nicht einfach im Unbestimmten bleibt, braucht es regelmäßige Zeiten der Stille und des Gebets. Ignatius betont die Bedeutung der täglichen Gewissenserforschung, des Gebets der „liebenden Aufmerksamkeit" – um zu entdecken: Wo ruft Gott mich? Wo war er heute gegenwärtig? Wo war heute das „Mehr", das ich vielleicht übersehen habe? Wo will er mir mehr seine Gegenwart und Liebe schenken?

Auch die Ignatianischen Exerzitien sind ein Weg, tiefer ins magis hineinzufinden. Sie helfen, Prioritäten zu ordnen, innere Beweggründe zu erkennen, Gottes Stimme zu hören. Denn manchmal braucht es Mut, das „größere Gut" zu wählen – gerade, wenn es nicht der bequemste Weg ist.

Das magis schenkt Leben

Wer das ignatianische magis lebt, brennt nicht innerlich aus, sondern wird erfüllt. Denn dieses „Mehr" kommt nicht aus uns selbst, sondern ist eine Antwort auf die Liebe Gottes. Es führt zu einem Leben in größerer Freiheit, Freude und Tiefe. Nicht ich allein „muss" mehr tun – sondern Gott wirkt in mir, wenn ich mich ihm öffne.

Der heilige Ignatius lebte selbst aus dieser Dynamik des magis. Und viele seiner Nachfolger haben dieses kleine Wort mit großem Leben erfüllt. Auch wir sind von Gott gerufen, immer wieder neu zu fragen:

Was ist mein magis – heute?

Was ist mein „Mehr" an Glaube, Hoffnung und Liebe?

Unterwegs in Kirg

Was man auf Pfadfinderfahrt

VON PATER MARKUS CHRISTOPH SJM

Heuer sind wir ein Zwölftel des Jahres auf Großfahrt: 31 Tage, vom 7. Juli bis zum 7. August. Nachdem es 2024 nach Westen ging (USA), zeigt heuer der Kompass nach Osten: Kirgistan & Kasachstan. Wir sind zu neunt, der jüngste ist 16, geplant ist ein Mix aus mehrtätigen Touren in den Bergen, längeren Trampetappen in 2er- und 3er-Teams quer durchs Land, zwei Diensteinsätze in kirchlichen Einrichtungen. Wir sind unterwegs im Teskey-Ala-Too-Gebirge rund um den Yssykköl, dem zweitgrößten Gebirgssee der Welt, im Ala-Archa-Nationalpark im Nordwesten Kirgistans, und in den Bergen kurz hinter Almaty in Südkasachstan. Im Vergleich zu Europa ist die Natur wilder, höher, und vielleicht auch schöner – auf jeden Fall einsamer; der Straßenverkehr ist holpriger, schmutziger und chaotischer, und die Diensteinsätze spontaner, improvisierter und (zumindest sprachlich) komplizierter. Das sind die Eckdaten. Das Abenteuer kann beginnen. Und – Vorsicht Spoiler – wir sind wieder alle gut zurück. Aber…

Tage, an denen alles schiefläuft

Der Rückblick verklärt. In unseren Berichten erzählen wir gern von lustigen Begebenheiten und Erlebnissen mit Happy End, und jede Fahrt ist voll davon. Doch der Eindruck täuscht. Unterwegs gibt es auch Pannen, und nicht jeden Tag ist eitel Sonnenschein. Auch das gehört zur Fahrt.

Wir zählen den 31. Tag unserer Tour, in einer halben Stunde müssen wir los, um die 100km zum Flughafen noch rechtzeitig zu schaffen. Vom Pfarrbüro aus wollen wir uns online einchecken. Es klappt bei allen, aber bei David gibt es ein Problem: „Checkin not possible." (Problem 1) Wir wollen wenigstens die übrigen Tickets ausdrucken – aber wie bekommen wir die Daten vom Handy zum Drucker? Niemand im Haus kennt sich aus. (P2) Die Abfahrtszeit ist schon verstrichen, aber von den angekündigten Taxis fehlt jede Spur. (P3) Die Bestellung wurde vergessen und der einzige englischsprachige Dolmetscher ist verschwunden. (P4) Schließlich treiben wir private Fahrzeuge auf, aber es gibt keine Fahrer. (P5) Endlich finden sich zwei Fahrer, aber es fehlt die schriftliche Fahrerlaubnis (in Kasachstan extrem wichtig). (P6) Dann liegen alle Unterlagen vor, aber jetzt springt der Bus nicht an (P7) … Irgendwie kommen wir zum Airport, aber bei der Gepäckaufgabe verweigert man die Mitnahme unserer Isomatten und Zeltstangen: Was aus dem Rucksack rausschaut, muss dableiben. (P8) Zudem wird einem Pfadfinder kein Boardingpass für den Anschlussflug ausgestellt – als er auf die Tickets der anderen hinweist, lässt sich die Mitarbeiterin die Dokumente zeigen und zerreißt sie demonstrativ. (P9) So stehen wir ohne die Tickets am Security-Check, unsere Zeltstangen haben wir als Handgepäck (!) in der Gitarrenhülle „versteckt" (aus der sie unübersehbar rausragen), zusammen mit einem Berg von neun Isomatten. Irgendwie schaffen wir es in den Flieger, doch beim nächsten Umstieg hängen wir als Nicht-Kasachen an der Passkontrolle fest. (P10) Nur ein Schalter hat geöffnet, und wir brauchen zudem noch neue Tickets (P11) … Wie durch ein Wunder kommen wir in München an, wo unsere Abschlussmesse in der Flughafenkapelle offiziell angemeldet ist – aber niemand ist da. (P12) Pssst, nicht dem Kardinal verraten: Wir haben die heilige Messe einfach so gefeiert. Im Anschluss stellen wir fest, dass unser Notfallhandy, das wir für die Heimfahrt bräuchten, spurlos verschwunden ist. (P13) Also heimtrampen. Ein Auto hält und verspricht, mich zu einem gut frequentierten Rastplatz zu bringen. Aber kurz davor biegt der Fahrer urplötzlich von der Autobahn ab – an einer Stelle, die niemand als Auffahrt nützt (P14) – außer der Polizei. Auf den nächsten 100km werde ich – ein trauriger Rekord – sieben (!) Mal von Polizeistreifen kontrolliert: Mal soll ich hier stehen, mal dort, mal vor der Leitplanke, mal hin-

gistan und Kasachstan
t für den Alltag lernen kann

ter… (P15-P21) Am späten Nachmittag steige ich am ersehnten Rastplatz aus. Es fehlen noch 30 Minuten Autofahrt nach Hause. Dein Freund und Helfer, die Polizei, ist auch schon da. Sie untersagt den einzigen sinnvollen Platz zum Weitertramp – und überwacht anschließend die Einhaltung der Anweisung. (P22) Ich komm einfach nicht weg! Um 22:00 gebe ich auf und suche mir abseits unter den Bäumen einen Schlafplatz. (P23) Um 06:00 steh ich wieder am Straßenrand. Die Polizei ist jetzt weg – trotzdem hält niemand an. (P24) Drei Stunden später kapituliere ich, leihe mir an der Tankstelle ein Handy und will mich von zuhause abholen lassen – doch niemand geht ans Telefon. (P25) Nur zu Fuß, mit Bus, Tram und Zug schaff ich die letzten Meter nachhause… Es gibt Tage, an denen alles schiefläuft. ALLES!

Alles? Nicht ganz. Zwischendurch hat mich ein Kroate mitgenommen, der mir unbedingt helfen will – zum Beispiel etwas zum Essen einkaufen, so sein Vorschlag. Aber ich war bereits gut versorgt. Egal. Er brachte mich zum nächsten Supermarkt, „zwang“ mich den Einkaufskorb zu füllen, und ließ mich erst weiterziehen, nachdem er bezahlt hatte. Und da waren die beiden Kirgisen, die uns als spontane Taxifahrer zum Airport brachten. Und wir konnten erfolgreich unsere meterlange Zeltstange als Handgepäck in den Flieger schmuggeln… So rabenschwarz war der Tag doch nicht. Ja, es gibt Zeiten, an denen es „Katzen und Hunde“ regnet. Aber wenn wir aufmerksam sind, hat jeder Regentag auch seine Lichtblicke.

Im Flüchtlingsboot vor Somalia

Apropos Regen: Wir stehen in der dritten Fahrtenwoche. Die Abendrunde neigt sich dem Ende. Hoch oben im Tal auf 3.100 Meter Höhe haben wir unser Zelt aufgebaut, zweihundert Meter über der Baumgrenze, auf einer kleinen Anhöhe. Idylle pur. Unter uns liegt der dunkle Bergwald, und noch tiefer funkelt die Stadt Almaty herauf, ein Meer von tausend Lichtern. Am Nachmittag hatten wir bei den letzten Bäumen ein paar dürre Äste gesammelt, nun sitzen wir ums Feuer, die Flamme knistert, zum Klang der Gitarre singen wir unsere Lieder. Der Himmel ist von Sternen übersät, kein Wind regt sich, nur der Bach murmelt seine Geschichte. Von fern glimmt das rastlose Leben der Stadt, doch ihr Lärm kann uns hier oben nicht erreichen. „Es ist uns bestimmt, mit brennenden Füßen die Unrast zu büßen, die tags uns befiel,“ singen wir. „Bald Kameraden ist Ruh.“ Nach dem Abendgebet bleiben manche am Feuer sitzen, schweigen, träumen, lauschen ins Dunkel – verzaubert vom Bann der Nacht.

Ein Tropfen. Noch einer. Ich schrecke hoch. Mitternacht. Vor einer Stunde war der Himmel wolkenlos, jetzt peitschen Regentropfen auf die Kothe. Ein Blitz zerreißt das Schwarz, einen Augenschlag später kracht der Donner, der Himmel öffnet alle Schleusen. Im Nu tropft es in der Mitte des Zeltes durch die Abdeckplane, unter der Stefan liegt, der wie ein Stein den Schlaf des Gerechten schläft, bis wir ihn an den trockeneren Rand verfrachten.

Plötzlich erreicht uns ein erster Windstoß. Ein Sturm bäumt sich auf, Böen packen die Zeltbahn, reißen und zerren. Jetzt geht es erst richtig los: Blitze, Donner, Platzregen, und nun der Orkan. Die Kothe ist ein wunderbares Zelt, doch sie ist nicht für diese Höhe und diese Gewalt der Elemente gebaut. Wir stehen im Schlafzeug im Zelt, stützen Gestänge und Plane, während um uns herum alles ächzt, flattert und schlingert, als ginge die Welt unter. „Wie im Flüchtlingsboot vor Somalia!“, schreit Destan ins Tosen. Unsere Sorge: unter dem Druck der Böen könnten die Heringe nachgeben. Doch hinaus in die Sintflut? Es bleibt keine Wahl. Besser tropfnass als ohne Zelt. Auf der Luvseite stecken die Heringe kaum mehr im Boden.

Eine halbe Stunde ringen wir mit dem Sturm – eine halbe Ewigkeit. Dann endlich lässt er nach. Wer noch einen trockenen Schlafsack hat, verkriecht sich im Warmen. Wer nicht, ist doch froh, dass das Boot nicht gesunken ist… Bis um drei Uhr erneut das Tröpfeln beginnt, wieder Regen, wieder Blitz und Donner. Alles von vorne. Somalia 2.0.

Bis zum Morgen hat sich das Wetter beruhigt, wir wagen einen Blick hinaus – und sehen: nichts. Alles verschwunden. Feuerstelle, Tarp, Landschaft sind wie fortgewischt. Ein gleißendes Weiß hüllt uns ein, dichter Nebel, ein völliger Whiteout. Wir befinden uns mitten in den dicksten Wolken. Tastend suchen wir nach der Feuerstelle, die doch ganz in der Nähe war, doch das nasse Holz will nicht recht anbrennen. Da erwacht der Wind – doch diesmal zu unserem Wohl! Im Nu ist der Nebel hinweggefegt – wir stehen im schönsten Sonnenschein. Wo wir gestern noch von grünen Hängen umgeben waren, leuchten jetzt weiße Schneefelder. Unsere Zuversicht ist zurück – und Sekunden später auch der Whiteout; die Wolken haben uns wieder. Doch der Bann ist gebrochen. Zwar kauern wir beim Frühstück ums kleine Feuer, vom Nebel eingehüllt, aber wir sind voll neuem Fahrtenmut. Der Nebel ist nur unsere kleine Perspektive. Die Wirklichkeit ist größer, schöner, sonnendurchflutet. Und eine halbe Stunde nach unserem Aufbruch sind wir tatsächlich über den Wolken…

Not lehrt beten…

…heißt ein altes Sprichwort. In unserer Somalia-Nacht haben wir mehr gebetet als sonst. Vor Blitz, Hagel und Ungewitter, bewahre uns, Herr Jesus Christus. Im Erleben solcher Naturgewalten wird Gebet zur intuitiven Reaktion. Wenn wir alles getan haben, was in unserer Macht steht, bleibt nur das Vertrauen auf jemanden, der größer ist als wir, der die Fäden unseres Lebens und der ganzen Wirklichkeit in Händen hält. In den Mittagsstunden, wenn wir genießerisch in der Sonne liegen, haben wir diese klarsichtige Perspektive meist schon wieder vergessen – obwohl doch der strahlende Sonnenschein nicht weniger von Gottes Vorsehung abhängt als nächtlicher Blitz und Donner. Der Mensch ist doch eine recht vergessliche Spezies! Fast scheint es, als brauchten wir Sorgen und Probleme, damit sich unser Blick auf das Himmlische richtet. Könnten wir aus solchen Erfahrungen nicht lernen? Und jeden Abend mit der gleichen Intensität für das gute Wetter danken, wie wir beim mitternächtlichen Orkan um Schutz bitten? Vielleicht könnte dann der HERR darauf verzichten, uns mit Unwettern zu überraschen und an ihn zu erinnern... Ein Versuch wäre es wert!

Communio und communicatio

Gemeinschaft hat im christlichen Leben einen hohen Stellenwert. „Wer glaubt, ist nie allein“, rief 2005 Papst Benedikt den Jugendlichen beim Weltjugendtag in Köln zu. Im Credo bekennen wir die „Gemeinschaft der Heiligen“, und geistlicher Höhepunkt der Heiligen Messe ist die Kommunion, communio, die leibhaftige Gemeinschaft mit unserem Herrn Jesus. Selbst die Psychologie weiß: „Jede seelische Gesundheit beruht auf dem Gefühl der Zugehörigkeit.“ (A. Adler) Auch unsere Fahrten leben von Gemeinschaft: Innerhalb unserer Runde, aber auch in den Begegnungen mit „Fremden“ – die keine Fremde bleiben. „Menschen kommen, Freunde gehen“, singen wir in einem unserer Lieder.

Gemeinschaft setzt Kommunikation voraus. Was in den allermeisten Fahrtenländern ganz einfach ist – man verständigt sich auf Englisch – ist in Kirgistan und Kasachstan eine Herausforderung. Hier spricht man Russisch – von uns spricht niemand Russisch. Bei den meisten Begegnungen stockt darum der Austausch recht schnell. Doch wenn wir beim Tramp „sprachlos“ neben dem Fahrer sitzen, dreht der irgendwann das Radio an.

Google sei Dank gibt es dafür eine Lösung: Die Übersetzer-App. Wir sprechen auf Englisch, unser Gegenüber auf Russisch, und das Handy unseres Autofahrers übersetzt. Manchmal gibt es lustige Antworten: „Was ist dein Beruf?“ – „Ich mache zerstörte Autos lebendig“, aber wir kommunizieren. Wir erfahren, wie in den 1950er in den Hügeln rechts am Weg atombombenfähiges Uran abgebaut wurde, wie sich im Land das Zusammenleben von Muslimen und Christen gestaltet, wie China beim rasanten Aufbau von Wirtschaft und Infrastruktur mitmischt, und wie gegensätzlich die Perspektiven auf den Ukrainekonflikt sein können.

Auch Alexey, unser Ansprechpartner und Capo beim Maler-Diensteinsatz in Bischkek, kann nur Russisch. Sämtliche Absprachen zur Baustelle müssen über die Googleübersetzung laufen. Drei Tage lang, für neun Personen: Wer, wo, wann, was, in welcher Farbe, mit welchem Werkzeug, wie oft im Haus streichen muss. Dabei bleibt es nicht nur bei organisatorischen Fragen, via Google-Übersetzung lernen wir Alexey als Person und Freund kennen – weil wir mit ihm kommunizieren. Uns wird ganz neu bewusst, wie wichtig der Austausch für Gemeinschaft und Freundschaft ist. Bloßes Zusammensein reicht nicht. Und ist es im geistlichen Leben nicht genauso? Mit Blick auf unsere Gemeinschaft mit Christus? Nur wenn der Empfang der heiligen Kommunion in eine persönliche communicatio mündet, vertieft und befruchtet sie unsere Freundschaft mit Jesus. Und das geht – Gott sei Dank – noch ganz ohne Google!

Macht euch Freunde mit dem ungerechten Mammon

Im Evangelium der Sonntagsmesse stellt uns Jesus den ungerechten Verwalter als Vorbild vor Augen: „Macht euch Freunde mit dem ungerechten Mammon.“ (Lk 16,9) Neben Kommunikation ist Großzügigkeit mit irdischen Gütern ein Weg, zwischenmenschliche Beziehungen zu pflegen. Das ist keine kapitalistische Ideologie, sondern biblisches Grundprinzip. Materielle Güter haben die erste Funktion, unsere Bedürfnisse zu stillen, aber darüber hinaus sollen sie Freundschaft und Beziehung fördern (mehr dazu in 2Kor 8 und 9).

Wir sind mit Alexey noch beim Diensteinsatz. Um mit meinen Wanderschuhen nicht die dünne Malerfolie auf dem Boden zu beschädigen, arbeite ich barfuß

– was bei 35 Grad sowieso angenehmer ist. Alexey kann das nicht mitansehen. Er setzt sich ins Auto und überreicht mir fünf Minuten später ein Paar Sandaletten. So macht man sich Freunde! Inzwischen arbeitet auch Jakob barfuß. Wegen seiner Fußbeschwerden fragt er, ob er die Sandalen haben kann. Natürlich gern… Als Alexey entdeckt, dass ich wieder barfuß bin, steht er kurz danach mit einem weiteren Paar Sandaletten auf der Baustelle. Und alle guten Dinge sind drei: Am Abend bringt er zusätzlich ein Paar Clogs in unsere Unterkunft. Da hat jemand Lk 16,9 verstanden! Ich behalte ein Paar, Jakob hat schon eins und David nimmt das dritte. Gerade beim Furten von Gebirgsbächen werden die Sandalen hilfreich sein. Zwei Tage später bietet sich im Nationalpark die erste Gelegenheit – und schwubbs, die linke Sandale verschwindet auf Nimmerwiedersehen in der reißenden Strömung. Am nächsten Tag erwischt es die zweite, den Sandalen der Raider ergeht es nicht besser. Der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen, gepriesen sei der Name des Herrn (Hiob 1,21b). Materielle Dinge kommen und gehen, geblieben ist die Freundschaft mit Alexey!

Unser tägliches Brot gib uns heute

Im Vaterunser beten wir um das tägliche Brot. Damit ist freilich nicht nur Brot gemeint, sondern jede Stillung unserer natürlichen Bedürfnisse. Die Kirchenväter fanden in der griechischen Formulierung „arton hyperousion“ (lat. „panis supersubstantialis“) noch einen tieferen Sinn: die Bitte um das „überirdische Brot“, die Eucharistie, nach der wir uns täglich sehnen sollen. Dass wir jeden Tag auf Fahrt die Heilige Messe feiern dürfen – in den unterschiedlichsten Situationen – zählt zu den besonderen Privilegien der 31 Tage. Der unmittelbare Sinn der Vaterunserbitte bleibt trotzdem gültig: Gib uns unser tägliches Brot.

In einer alten Fahrtenchronik aus den 1970er hatten wir gelesen, die Gruppe hätte nur Mehl mitgenommen und täglich frisch gebacken. Wir fühlen uns herausgefordert. Geht das heute auch noch? Auf dem Lagerfeuer Brot backen? Nicht nur einmal als Spezialevent, sondern fest eingeplant im Fahrtenalltag? Unsere Route durch das Terskej-Alatau-Gebirge ist auf neun Tage angelegt, wir haben mehrere Kilo Mehl im Rucksack, dazu Trockenhefe, Öl, Zucker, Salz und einen Edelstahltopf mit doppelter Bodeneinlage. Jeden Tag, wenn wir am Feuer unser Abendessen kochen, eröffnet unsere Backstube: jemand knetet die Zutaten, parallel zum Essen „geht“ der Teig, und anschließend setzen wir den doppelten Boden in den Topf und hängen unseren „Ofen“ in die Flammen. Die Spannung ist groß, wenn nach rund 50 Minuten der Deckel gelüftet wird – schließlich hängt vom Backerfolg unsere Verpflegung des nächsten Tags ab. Das Ergebnis ist von Anfang an passabel und wird von Mal zu Mal besser. Ob es an der wachsenden Erfahrung liegt? Oder an der Erhörung der täglichen Vaterunser-Bitte? Vermutlich an beidem!

Des einen Freud, des anderen Leid

Unsere Fahrtenrunde ist ein bunt zusammengewürfelter Haufen. Wir kommen aus ganz verschiedenen Ortsgruppen; erst der gemeinsame Termin hat uns zusammengeführt; fast niemand kannte sich vor der Fahrt. Passen wir überhaupt zusammen? Tatsächlich sind wir alle sehr verschieden. Vielfalt ist ja gerade „in“. Für die Fahrt eine Herausforderung? Ja! Bedauerlich? Nein! Denn im Leben ist es nicht anders. Sich aufeinander einlassen, voneinander lernen, sich gegenseitig ertragen, wenn es keine optimale Lösung gibt, hat sogar einen gewissen Reiz. „Einer trage des anderen Last“, mahnte schon der heilige Paulus (Gal 6,2). Das kann auf Fahrt mal wörtlich gemeint sein, wenn man einen Teil des Gepäcks vom anderen übernimmt, in den meisten Fällen bedeutet es einfach gegenseitige Rücksichtnahme. Da ist N., der auch nach zwei Wochen mit der Höhenluft einfach nicht zurechtkommt und ab einer bestimmten Höhe nur noch im Schneckentempo unterwegs ist. Für den Rest der Gruppe multiplizieren sich damit die Pausen – was aber nicht weniger mühsam sein kann. Da ist S., der eigentlich immer voraus rennt, egal ob rauf oder runter, ob hoch oder tief, aber sobald es über große Steinblöcke geht, wird er unsicher und übernimmt die Position von N. Und da ist J., ein „Mitläufer“ im besten Sinn des Wortes, aber wenn uns ein Bach in die Quere kommt, zelebriert er sein Schuh-Auszieh-Ritual, startet eine Studie zur Klärung der besten Überquerung… und wenn alle längst am anderen Ufer ungeduldig warten, beginnt er zu erwägen, ob er schon jetzt mit dem Durchwaten beginnen soll… Großfahrt ist auch Lebensschule – nach dem kurzen Paulusmotto: „Ertragt einander.“ (Kol 3,13)

Klein, jung, lebendig

Nach neun Tagen in den Bergen trampen wir in die Hauptstadt Bischkek. Kirgistan ist ein muslimisches Land, nur 7% der Menschen sind Christen, Katholiken sogar nur 0,01%. Eine absolute Minderheit. Eine Kathedrale gibt es nicht, weil im Land noch kein Bistum errichtet wurde. Die wenigen Gemeinden werden als „Apostolische Administratur“ verwaltet. Im Internet finden wir die Adresse der Stadtpfarrei „Erzengel Sankt Michael“ mit täglicher heiliger Messe, sonntags sogar zweimal: Um 9:00 auf Englisch und um 11:00 auf Russisch. Wir sind pünktlich da… und stehen vor einem kleinen Kapellchen. Ist das die Stadtpfarrkirche der Millionenmetropole? Wir betreten das kleine, schmucke Gotteshäuschen, schön eingerichtet, auffallend sauber, gut klimatisiert… und voller Gläubiger. Drei Priester feiern gemeinsam die Messe, Hauptzelebrant ist Fr. Anthony, Apostolischer Administrator und damit Oberhaupt der Kirche in Kirgistan. Sein Konzelebrant wird als Weihbischof aus Sibirien vorgestellt. Die Predigt von Fr. Anthony ist konkret, kurzweilig, im besten Sinn katholisch, die Gläubigen nehmen spürbar Anteil an der Feier, strahlen eine Freude aus, die heilige Kommunion wird fast durchgängig kniend empfangen, der Altersdurchschnitt extrem jung, alte Leute gibt es überhaupt nicht. Bei der Kommunion merken wir, dass die Kapelle mit ihrer großen Empore doch nicht ganz so klein ist. Rund 100 Leute feiern den Gottesdienst und treffen sich anschließend im Garten zum gemeinsamen Kaffee und Tee. Es ist eine bunte Mischung aus Kirgisen, Russen und Polen, aber auch andere Nationen. Wir reden mit Libanesen, Chilenen, Halb-Deutschen, Italiener, Mexikaner,

Vietnamesen und Australier. Fr. Antony kommt aus den USA und wirkt als Jesuit in Kirgistan. Die meisten Gäste seien, erzählt er, bei ihrem Besuch der kirgisischen Kirche dreifach überrascht. „Oh, you are very small! And very young! And very vital.“ Uns geht es genauso. Wir erleben eine sehr kleine, sehr junge, aber sehr lebendige und dynamische Kirche. Eine 20jährige Kirgisin erzählt uns von ihrer Taufe vor zwei Monaten. Man spürt ihren Enthusiasmus. Wir sollen für ihren Freund beten, der sich auf die Taufe vorbereitet, „but the devil tries to stop him. Please help! He needs a lot of prayer…“ Es gefällt uns so gut, dass wir auch zur 11:00-Messe bleiben. Diesmal ist die Liturgie auf Russisch. Wir verstehen nichts, aber Gemeinschaft im Glauben hängt nicht vom Verständnis äußerer Worte ab, sondern von der Einheit in Christus. Und wir spüren den Ernst, die Andacht und Hingabe der Beter. Anschließend gibt es ein einfaches Mittagessen. Wir kommen im Garten wieder mit den verschiedensten Leuten in Kontakt. Johannes, Lukas und Markus sprechen Deutsch, weil ihr Vater aus Deutschland kommt. Die drei „Evangelisten“ ministrieren in der Pfarrei, Johannes hat gerade die Schule abgeschlossen und würde gern in Deutschland studieren. Ob das geht? Im Trubel entdecken wir einen 2-Meter-Kerl, der uns bekannt vorkommt. Ist das nicht Patryk aus Polen, der uns am ersten Tag – 300km von hier entfernt - am Supermarkt angesprochen hat, weil „you look so catholic“? Die Welt ist klein. Zur Sonntagsmesse ist er extra nach Bischkek gekommen. Wir freuen uns über das Wiedersehn. Fr. Antony erzählt von der Situation der Kirche in Kirgistan. In den 1990er Jahren bestand die Gemeinde vor allem aus Polen und Russlanddeutschen, die in der Sowjetzeit hier angesiedelt wurden. Diese Gruppe sei nach der Wende fast vollständig in den Westen zurückgekehrt. Die Gemeinde sei damit stark geschrumpft – aber zugleich offen geworden für Menschen, die zuvor keinen Zugang hatten. Im Herbst werde man einen Kindergarten starten, um den Kreis der Familien zu erweitern. In der Stadtmitte baue man an einem „kulturellen Zentrum“ als zusätzlichen Anknüpfungspunkt für interessierte Kirgisen.
Es ist für uns eine großartige Erfahrung, soviel Optimismus, Enthusiasmus und Aufbruch in der Kirche zu erleben. Auch die Urkirche hat klein angefangen, aber sie war jung und dynamisch. Wie in Kirgistan! Wo die Kirche jung und lebendig ist, dort ist Aufbruch und Hoffnung. Wäre das nicht auch ein attraktives Modell für die Evangelisierung in unserem Land?

Kasachisches Gipfeltreffen

Almaty ist die alte Hauptstadt und größte Metropole von Kasachstan. Sie liegt ganz im Süden, nahe der Grenze zu Kirgistan. Während der Rest des Landes vor allem aus unendlich weiter, brettebener Steppe besteht, ändert sich in Almaty schlagartig das Bild: Urplötzlich erheben sich riesige Berge bis in 5.000 Meter Höhe. Almaty selbst liegt in der Ebene, aber nur zehn Kilometer weiter ist man mitten im Hochgebirge. Während wir in der Stadt bei knapp 40 Grad schwitzen, blitzen über uns die weißen Spitzen der nahen Gletscher. In diese Bergen wollen wir unbedingt! Auf der Karte haben wir den 4317m hohen Pic Sowjet entdeckt, dessen Besteigung machbar scheint. Zur Sicherheit bitten wir P. Gabriel, Kasachstanmissionar und Bergspezialist, um seine Einschätzung. Seine Antwort: „Zufällig“ sei er mit einer kasachischen Jugendgruppe zur exakt gleichen Zeit in der exakt gleichen Gegend auf exakt dem gleichen Berg unterwegs! Wir verabreden uns für Donnerstagabend im Basislager und wollen die Gipfelbesteigung als „internationale Expedition“ wagen.

Als wir im Lager ankommen, sind die Kasachen schon da. Weil das Wetter schlecht ist, sitzen wir alle zusammengequetscht in einer einzigen Kothe, lernen uns kennen, singen deutsche und russische Lieder, tauschen Süßigkeiten und schließen den Tag mit einer polyglotten Komplet ab: Psalm 4 auf Deutsch, Psalm 134 auf Russisch. Am nächsten Tag die Überraschung: Sankt Petrus meint es gut mit uns. Entgegen der Wettervorhersage haben wir strahlenden Sonnenschein und können den Aufstieg wagen. In der Gruppe von P. Gabriel ist der polnischen Priester Fr. David dabei. Als er vor drei Monaten den Weg zum Gipfel in einer geführten Expedition erkunden wollte, hatte er den höchsten Punkt trotz 12stündiger Tour nicht erreicht. Dass er die Route kennt, gibt uns Sicherheit. Als wir die Schulter des Berges erreichen – das erste Drittel ist geschafft -, schlägt uns ein eisiger Sturm ins Gesicht. Ab jetzt geht es am Grat beständig steil hinauf. Mehrfach sind wir überzeugt, den Gipfel direkt vor uns zu haben, aber hinter den Felsen zeigt sich nur die nächste Etappe des Anstiegs. Inzwischen macht uns die dünne Luft zu schaffen. Zwar sind wir nach vier Wochen gut akklimatisiert, aber über 4.000 waren wir selten. „Wir sind da!!“ schallt es von oben. Tankred, dem nie die Kraft ausgeht, ist vorausgeeilt, steht nun wirklich am Gipfel und schwenkt uns das KPE-Banner entgegen. Das motiviert, und irgendwann sind alle oben. Höher als alle umliegenden Gipfel. Nach Norden liegt uns Almaty zu Füßen, auf halber Höhe der „Big Almaty Lake“, nach Westen entdecken wir den Pass unserer gestrigen Etappe, und einige Bergketten weiter im Südosten thronen die 5000er! GranDios! Besonders schön, dass wir als internationale Partnerschaft den Berg bezwungen haben. Ein denkwürdiges Gipfeltreffen! Zum Dank schmettern wir ein deutsch-kasachisches Te Deum.

Und schon sind die 31 Tage vorbei. Alle Pannen und Schwierigkeiten ebenso. Was bleibt, sind die Erfahrungen und Erinnerungen. Und der Dank für einen reich beschenkten Monat. Genauso wie für die übrigen 11/12 des Jahres.und beim Pflastern unseres Parkplatzes – in Eigenbau – Hand angelegt. Doch manchmal powere ich mich auch beim Joggen oder auf dem Rennrad aus – an der frischen Luft bleibt man fit, bekommt den Kopf frei und hat auch die eine oder andere kreative Idee.

Und das Studium? Online-Vorträge sind seit dem „Ende“ der Coronazeit selten geworden, nur die Griechisch-Vorlesung mit den Mitbrüdern aus Österreich ist mir geblieben. Ich bemühe mich auch fest, ab und zu in ein Buch „hineinzuschauen“. Und damit ist meine Woche gut gefüllt. Priestertum ist also sehr vielseitig und abwechslungsreich.

Jesus und das Himmelreich

VON P. DOMINIK HÖFER SJM

Die Hoffnung auf eine Wiederherstellung des Königtums Davids mit allen Völkern der Erde (mit dem Mittelpunkt auf dem Berg Zion in Jerusalem) war eine weit verbreitete Erwartungshaltung zur Zeit Jesu. Die verschiedenen Gruppierungen damals hatten unterschiedliche Vorstellungen, wie dies aussehen könnte. Die Zeloten beispielsweise rechneten mit einer gewaltsamen Revolte, bei der die Römer vernichtend geschlagen und das jüdische Reich im Sinne König Davids wieder etabliert werden sollte. Die Pharisäer bevorzugten eine Auseinandersetzung auf theoretischer Ebene mit spitzfindiger Argumentation, ohne direkte Waffengewalt.

Auch die Jünger Jesu Christi stellten genau diese Frage dem Herrn, als er von den Toten auferstanden war:

Als sie nun beisammen waren, fragten sie ihn: Herr, stellst du in dieser Zeit das Reich (□□□□□□□□ – basileia) für Israel wieder her? Er sagte zu ihnen: Euch steht es nicht zu, Zeiten und Fristen zu erfahren, die der Vater in seiner Macht festgesetzt hat. Aber ihr werdet Kraft empfangen, wenn der Heilige Geist auf euch herabkommen wird… (Apg 1,6-8).

Nach allem, was die Apostel von Jesus gehört und gelernt hatten, scheint das eine Art Zusammenfassung ihrer Zukunftserwartung für die Zeit nach Jesu Himmelfahrt gewesen zu sein. Und da es sich um ihre Mission handelte, wollten sie sichergehen. Aber der auferstandene Herr dämpfte diesen vorschnellen Eifer und verwies auf den Heiligen Geist und dass sie persönlich (Glaubens-)Zeugnis ablegen sollten, ohne dass ihre Vorstellung vom erneuerten Königreich einfach bestätigt wurde.

Ein Traum des Alten Testaments wird wahr

In nahezu allen 27 Büchern des Neuen Testaments wird auf diese Frage der Jünger eingegangen, am deutlichsten im Matthäus-Evangelium, wie die Rede vom „Himmelreich“ (□□□□□□□□ □□□ □□□□□□□ – basileie ton uranon z.B. Mt 5,3 - wörtlich: „Königsherrschaft der Himmel“ / „kingdom of heaven“) am deutlichsten sichtbar macht.

Das Matthäus-Evangelium beginnt mit dem Stammbaum, der Jesus als „den Sohn Davids, den Sohn Abrahams“ (Mt 1,1) identifiziert. Gleich zu Beginn wird Jesus also in Verbindung gebracht mit den beiden Persönlichkeiten, die in der Heilsgeschichte von Gott als Segensvermittler ausgezeichnet sind: Abraham in Gen 22,18 und David in Ps 72(71),17. Der ganze Stammbaum weist eine starke Betonung der Figur Davids auf. Dreimal vierzehn Generationen führen von Abraham bis Jesus: der hebräische Name David trägt auch den Zahlenwert 14 (DaViD=4+6+4=14). Es fällt auf, dass in diesem David-zentrierten Stammbaum die Rückkehr aus dem Exil nicht genannt wird, obwohl doch zahlreiche Juden längst nicht mehr in Babylon wohnten. Dies deutet an, dass der Neue Exodus, die wahre Rückkehr aus dem Exil noch aussteht.

Matthäus 2 erwähnt zwei Städte mit Bezug zu König David. Erstens lesen wir, dass Jesus Christus in Bethlehem, der Davidsstadt, geboren wird (vgl. 1Sam 17,12 mit Hinweis auf David als Sohn Isais aus Bethlehem in Juda). Später berichtet der Evangelist Matthäus, dass die Heilige Familie sich in der Stadt Nazaret niederließ, um eine Prophezeiung zu erfüllen: „Er wird Nazoräer genannt werden“ (Mt 2,23). Aber es gibt keine solche Stelle im Alten Testament. Offenbar stellt der Evangelist hier eine Wort-Assoziation her: „Nazoräer“ klingt ähnlich wie „nezer“, das hebräische Wort für „Spross, Zweig“. So betrachtet, bringt dies einige Prophezeiungen ins Spiel.

Ein bekanntes Beispiel für eine Prophezeiung eines „Sprosses“ findet sich in Jesaja 11,1: „Aus dem Baumstumpf Isais wächst ein Reis (= Spross) hervor, ein junger Trieb aus seinen Wurzeln bringt Frucht.“

Da Matthäus Jesaja häufig zitiert, darf man vermuten, dass er an diese Stelle dachte. Isai war Davids Vater. Mit dem Tod des letzten Königs aus Davids Stammlinie und dem Gang Israels ins Exil, war der Stamm-Baum zu einem Stumpf niedergeschlagen worden. Die betreffende Verheißung sagt voraus, dass ein neuer König (Reis, Spross) an die alte Königstradition anknüpfen würde. Es gibt im Alten Testament noch weitere Prophezeiungen, die die Hoffnung auf einen Königs-Spross zum Ausdruck bringen, z.B. Sacharja 3,8-9: „Denn siehe, ich will meinen Knecht kommen lassen, den Spross. ... Und ich tilge die Schuld dieses Landes an einem einzigen Tag.“

Das Himmelreich ist nahe

In Matthäus 3,2 tritt Johannes der Täufer auf und verkündet: „Kehrt um! Denn das Himmelreich ist nahe.“ Wieder wird eine Jesaja-Prophezeiung (Jes 40,3) angeführt: „Stimme eines Rufers in der Wüste: Bereitet den Weg des Herrn! Macht gerade seine Straßen!“

In Matthäus 4 beginnt Jesus sein öffentliches Wirken in Kapharnaum, einer Stadt an der alten Grenze zwischen den Stämmen Sebulon und Naftali. Dies wiederum ist eine Erfüllung einer anderen Jesaja-Verheißung: „Das Land Sebulon und das Land Naftali, die Straße am Meer, … das heidnische Galiläa: das Volk das im Dunkeln saß, hat ein helles Licht gesehen…“ (Jes 9,1-2). In dieser Gegend waren trotz des assyrischen Einfalls viele Israeliten wohnen geblieben, während andere, angesehenere Stämme (Ruben, Simeon, Ephraim und Manasse) in die Diaspora zerstreut worden waren. Aus diesem Grund wurden die Galiläer manchmal auch als die ursprünglichen, echten Israeliten angesehen, wie etwa Nathanael, der selber Galiläer war, und dennoch oder gerade deshalb über einen Messias aus Nazaret (= in Galiläa) Verwunderung äußerte, vgl. Joh 2,45-47.
Jesus ging ganz nach Norden, um diese Verheißungen zu erfüllen. Mit anderen Worten: Die Wiederherstellung des Königreichs Davids begann da, wo die Deportation durch die Assyrer 732-722 v. Chr. begonnen hatte. Später wandte Jesus sich auch an den Süden (den Stamm Juda) und predigte überall „das Evangelium vom Reich und heilte im Volk alle Krankheiten und Leiden.“ (Mt 4,23).

Gottes Familie

In der Bergpredigt (Matthäus 5-7) spricht Jesus selbst öfters vom „Himmelreich“, so gleich in Mt 5,3: „Selig, die arm sind vor Gott, denn ihnen gehört das Himmelreich.“ Ebenso an folgenden Stellen: Mt 5,10.19.20; Mt 6,10.13.33; Mt 7,21. In diesen Abschnitten kommt eine hohe Konzentration aus der familiären und häuslichen Bilderwelt vor. Vor der Bergpredigt (in Mt 1-4) nennt Jesus Gott niemals Vater. Innerhalb der

Bergpredigt aber tut er es gleich siebzehnmal. Wir dürfen also beim Himmelreich an die „Familie Gottes“ denken. Da verwundert es nicht, dass im Zentrum der Bergpredigt Jesus seine Jünger das „Vaterunser“ lehrt.

Bei der Aussendung der Apostel in Matthäus 10 sollen die Jünger zunächst nur zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel gehen, erneut mit der Botschaft: Das Himmelreich ist nahe (Mt 10,6-7). Der Bezug zur Erneuerung des davidischen Königtums ist klar: den zwölf Stämmen Israels entsprechen nun die zwölf Apostel. Etwas später, als die Gegner vom Herrn ein Zeichen fordern, verweist Jesus auf die Zeichen des Propheten Jona sowie die Weisheit Salomos (Sohn Davids und ideale Königsgestalt) und stellt unmissverständlich klar: „Und siehe: hier ist mehr als Salomo (Mt 12,42).“

Himmlisches Königreich auf Erden

Gegen Ende des Matthäus-Evangeliums findet sich nochmals ein Bild des Königtums, nämlich in der Versicherung Jesu vor dem Hohen Rat, wobei Petrus (vgl. Mt 26,58) wohl vom Hof aus zuhörte: „Ich erkläre euch: Von nun an werdet ihr den Menschensohn zur Rechten der Macht sitzen und auf den Wolken des Himmels kommen sehen“ (Mt 26,64). Dies ist ein Hinweis auf die Weissagung Daniels, die wir am Christkönigssonntag in der Liturgie hören:

Da kam mit den Wolken des Himmels einer wie ein Menschensohn. Er gelangte bis zu dem Hochbetagten und wurde vor ihn geführt. Ihm wurden Herrschaft, Würde und Königtum gegeben. Alle Völker, Nationen und Sprachen dienten ihm. Seine Herrschaft ist eine ewige, unvergängliche Herrschaft. Sein Reich geht niemals unter (Dan 7,13-14).

Weniger bekannt ist die Prophezeiung, dass das Gericht und auch das Königtum ebenso den Heiligen des Höchsten übertragen werden, nämlich den Jüngern Jesu und allen, die wie sie heilig werden (Dan 7,22).

Den krönenden Abschluss stellen die Worte des Missionsbefehls dar (Mt 28,19-20):

Mir ist alle Vollmacht gegeben im Himmel und auf der Erde. Darum geht und macht alle Völker zu meinen Jüngern; tauft sie auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes und lehrt sie, alles zu befolgen, was ich euch geboten habe. Und siehe, ich bin mit euch alle Tage bis zum Ende der Welt.

Dies alles zeigt, wie Jesus sein Wirken als Wiederherstellung des Reiches Israels verstanden hat, freilich nicht so, wie die Jünger sich das in ihrem Kopf ausgemalt hatten. Jesus Christus will die Hoffnung Israels real erfüllen, dass alle zwölf Stämme unter einem einzigen König geeint werden. Aber darum sollen alle zu allen Zeiten inständig beten: ADVENIAT REGNUM TUUM – Dein Reich komme (zu uns).

Schlussbemerkung

Wiederherstellung des Gottesreiches ist oft verknüpft mit UMKEHR. König David etwa betet den Bußpsalm 51(50), das Miserere (Erbarme dich), mit der Hoffnung auf Wiederherstellung der Mauern Jerusalems (Ps 51,20). Auch die Propheten setzen Wiederaufbau, Rückkehr aus dem Exil mit Umkehr gleich bzw. machen sie zur Voraussetzung dafür. Das treulose, abgefallene und von den Feinden überwältigte Volk, die Familie Gottes, muss wieder umkehren, zurückfinden zur Bundestreue. Dann wird es wieder aufatmen und Frieden von Gott geschenkt bekommen. Darum überrascht es nicht, dass sowohl Johannes der Täufer als auch Jesus Christus die Umkehr an den Anfang ihrer Predigt stellten und sofern diese Umkehr stattfindet, auch das Himmelreich als nahe verkündeten.

Maria,

Von Raffael - GgEMJRg7ZS6DA at Google Cultural Institute maximum zoom level, Gemeinfrei, https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=21963209

die neue Eva

Die jüdischen Wurzeln Mariens

VON PATER MARTIN LINNER SJM

Der Blick auf die Schönheit Marias

Im Alten Ritus betet die Kirche im Tractus (Zwischengesang) der Marienfeste: „Freu dich, Jungfrau Maria, du allein hast alle Irrlehren überwunden."
Dabei greift die Liturgie auf alte Zeugnisse der Kirchenväter zurück: Kyrill von Alexandrien predigte beispielsweise auf dem Konzil von Ephesus im Jahr 431: „Durch dich [Gottesgebärerin] wurde der Glaube gestützt. Durch dich wurden die Häresien vernichtet." (Homilia in Deiparam)

In diesen Worten klingt eine den Kirchenvätern allgemein teure Überzeugung an: dass durch die Wahrheit der Mariendogmen die Wahrheit über Christus geschützt wird. Die Einzigartigkeit der Mutterschaft Mariens verweist auf die Einzigartigkeit ihres Sohnes. Wer ihre Himmelfahrt bekennt, wird schwerlich die Himmelfahrt ihres Sohnes leugnen.
So bewahrt das gläubige Nachdenken über Maria den Glauben an Christus – denn in ihrem Glanz zeigt sich die Schönheit Christi in umso hellerem Licht.

In den vergangenen Jahrzehnten wurde dieses Nachdenken neu belebt, als verschiedene Theologen begannen, die Gestalt Mariens besonders im Licht des Alten Testaments und vor allem der jüdischen Tradition zu untersuchen.

Die nun beginnende siebenteilige Reihe spürt den jüdischen Wurzeln Mariens nach und stützt sich dabei besonders auf die Forschungen des amerikanischen Theologen Brant Pitre.

Jesus, der neue Adam – und Maria, die neue Eva

Es war sicher so etwas wie ein theologischer Paukenschlag, als der Apostel Paulus in seinen Briefen Jesus als den „neuen Adam" vorstellte: „Adam, der Erste Mensch, wurde ein irdisches Lebewesen. Der Letzte Adam wurde lebendigmachender Geist." (1 Kor 15,45)

Wenn Jesus der neue Adam ist, stellt sich zwangsläufig die Frage: Wer ist dann die neue Eva? Irgendwie liegt die Antwort auf der Hand: Maria. Denn wie Eva im Sündenfall eine entscheidende Rolle spielte, so spielt Maria eine entscheidende Rolle in der Erlösung.
Diese Gegenüberstellung ist mehr als ein theologisches Konstrukt. Sie basiert auf einer biblischen und patristischen Tradition. Letztere beginnt bereits im 2. Jahrhundert. Der Kirchenvater Irenäus von Lyon († 202) schreibt: „Wie Eva im Ungehorsam zur Ursache des Todes für sich selbst und für das ganze Menschengeschlecht wurde, so wurde Maria … durch ihren Gehorsam Ursache des Heils." (Adversus Haereses 3,22)

Der Fall – und seine Umkehr

Gemäß der Schilderung des Sündenfalls in Genesis 3 lässt sich Eva von der Schlange verführen, nimmt die verbotene Frucht, isst – und gibt auch ihrem Mann. In dieser scheinbar unbedeutenden Handlung, in diesem Akt des Ungehorsams liegt die Ursünde der Welt begründet.

Das Neue Testament setzt diesem alten Bild ein neues entgegen: Maria, die „Magd des Herrn", wird zur Gegenfigur Evas. Als ihr der Erzengel Gabriel die Botschaft bringt, dass sie die Mutter des Messias werden soll, antwortet sie nicht mit zweifelnder Auflehnung, sondern mit gläubigem Gehorsam: „Siehe, ich bin die Magd des Herrn; mir geschehe, wie du es gesagt hast." (Lk 1,38)

Dieses „Fiat – mir geschehe" ist das neue „Ja", das den Fluch des alten „Nein" aufhebt.

Eine Frau in Feindschaft mit der Schlange

Die Verbindung zwischen Maria und Eva klingt deutlich in Genesis 3,15 an: „Feindschaft setze ich zwischen dich und die Frau, zwischen deinem Samen und ihrem Samen. Er trifft dich am Kopf, und du triffst ihn an der Ferse."

Traditionell wurde diese Stelle messianisch verstanden. So heißt es dazu im jüdischen Targum Pseudo-Jonathan: „Von der Verwundung der Ferse wird es Heilung geben in den Tagen des Königs Messias."

Auf christlicher Seite schreibt Leo der Große († 461 – Sermon 22): Gott

„verkündete schon am Anfang der Welt das Heilmittel, … indem er die Schlange wissen ließ, dass der Same der Frau ihr verhängnisvolles Haupt zertreten werde … Christus, der Messias, der aus einer Jungfrau geboren wird, werde durch seine unbefleckte Geburt den Verderber der Menschen verurteilen."

Und wer ist die Frau? Die Auslegung der Kirchenväter identifizierte die Frau immer auch als Maria: „Der Knoten des Ungehorsams Evas wurde gelöst durch den Gehorsam Marias." (Irenäus, Adv. Haer. III,22,4) Maria wird somit zur neuen Eva, weil sie als Frau in Feindschaft zur Schlange steht – als gehorsame Gegenspielerin des alten Ungehorsams.
Die Frau aus Offenbarung 12

Ein zentrales biblisches Bild, das auf Maria als neue Eva verweist, findet sich in der Offenbarung des Johannes. In Kapitel 12 wird eine geheimnisvolle Frau beschrieben: „Ein großes Zeichen erschien am Himmel: Eine Frau, mit der Sonne bekleidet, der Mond war unter ihren Füßen und ein Kranz von zwölf Sternen auf ihrem Haupt." (Offb 12,1)

Und diese Frau gebiert einen Sohn, „der über alle Völker mit eisernem Zepter herrschen soll". (Offb 12,5) Ein klarer Hinweis auf den Messias – auch nach den rabbinischen Schriften: „Die Fürsten verschwören sich gegen den Messias des HERRN. … Aber er wird sie mit eisernem Zepter zerschlagen." (Targum Tehillim zu Psalm 2)

Die Frau hingegen wird vom Drachen verfolgt – einem Symbol für Satan. Die Szene ist reich an Bildern, die Pitre ganz im Licht der Tradition der Kirche deutet: Die Frau ist ein Symbol Israels, der Kirche – und konkret Maria. Denn sie ist Mutter des Messias und steht in kosmischer Feindschaft zur alten Schlange. So sagt Augustinus: „Die gebärende Frau stellt die Kirche dar. Doch man kann auch Maria darin verstehen, weil aus ihr der geboren wurde, der mit eisernem Zepter herrscht." (De Civitate Dei 20,19)
Hier ist Maria nicht mehr die stille Begleiterin, sondern eine apokalyptische Königin und geistliche Kämpferin. Sie erfüllt die alte Prophetie aus Genesis 3, denn Maria ist die „Schlangenzertreterin", weil sie den Messias gebar, wie der christliche Dichter Prudentius († 404) betont. (Cathemerinon, 3)

Maria als sündlose Eva: eine frühchristliche Überzeugung

Aus dieser symbolisch-vorbildlichen Beziehung ergibt sich eine weitere Konsequenz: Wenn Eva am Anfang sündlos erschaffen wurde, dann ist es nur angemessen, dass Maria – als neue Eva – ebenfalls sündlos ist. Nicht aus eigener Kraft, so die kirchliche Lehre, sondern durch die besondere Gnade Gottes, die ihr im Voraus infolge der Verdienste Christi zuteilwurde. Für Pitre erscheint die Vorstellung, dass Maria ohne Sünde ist, nur dann fremd, wenn man die Parallele zu Eva ignoriert.

Auch hier ist ein Blick auf die jüdische Tradition bemerkenswert, in der die Mutter des Messias den Namen „Hephzibah" trägt (Berakhot 2,4; Sohar 3,173b; Apokalypse von Zerubbabel, 2). „Hephzibah" bedeutet „An ihr habe ich mein Wohlgefallen". Wer ist da nicht an die Taufe Jesu erinnert, auf dem das Wohlgefallen des Vaters ruhte und der ohne Sünde war (2 Kor 5,21)?

Auch für die frühen Kirchenväter war dies selbstverständlich. Irenäus, Ambrosius und Augustinus sahen in Maria eine neue Schöpfung, ein zweites unbeflecktes Werk Gottes. Schön beschreibt dies auch Ephräm der Syrer († 373): „Nur du [Jesus] und deine Mutter sind noch schöner als alles andere. Denn an dir, o Herr, ist kein Makel, und an deiner Mutter ist kein Fleck. (Nisibene Hymnen 27,8)

Eva – die Mutter der Lebenden

Die neue Eva ist nicht nur eine schöne symbolische Idee, sondern zentral für das Verständnis des Heilsplans Gottes. Maria ist kein passives Gefäß, sondern eine aktive Mitarbeiterin an der Erlösung. Ihr Glaube überwindet die Häresie und Lüge der Schlange. Ihr Gehorsam kehrt den Ungehorsam Evas um und ermöglicht zugleich den Gehorsam Christi.

Und mehr noch: Wenn Maria die neue Eva ist, dann ist sie nicht nur die Mutter Jesu, sondern auch die „Mutter aller Lebendigen" – so wie Eva in Genesis 3,20 genannt wird.

Maria als neue Eva zu betrachten, stellt nicht nur sie ins rechte Licht, sondern vor allem ihren Sohn, den neuen Adam, den „Retter der Welt" (1 Joh 4,14).

Literatur: Brant Pitre, Jesus and the Jewish roots of Mary. Unveiling the Mother of the Messiah, New York: Crown Publishing Group, 2018

Kurznachrichten SJM

Waldbrandgefahr in Frankreich

Im Sommer sind die Patres aus Toulon mit den französischen Pfadfindern unterwegs. P. Manuel kümmert sich um die Jungen, die Seepfadfinder sind. Allerdings verbringen sie nicht die ganze Zeit auf dem Wasser. Dieses Jahr waren die Pfadfinder 5 Tage segeln und danach schloss sich ein klassisches Lager auf dem Land mit Kochwettstreit und Abendrunden an.

Der Kaplan unserer Pfarrei, P. Christoph, begleitet den Mädchenstamm: Die Wölflingsmädchen hatten ihren Lagerplatz nicht weit von Toulon und deswegen hieß es aufgepasst: wegen der sommerlichen Hitze bestand akute Waldbrandgefahr. Nur wenige Tage vor Lagerbeginn hatte ein brennendes Auto auf der Autobahn einen größeren Brand am Rand von Marseille ausgelöst, der 750 Hektar verwüstet hat. Deswegen galt: Kein Lagerfeuer für die Abendrunde. Auch das Essen konnte nicht auf dem offenen Feuer zubereitet werden.
Aber die französischen Wölflinge wussten sich zu helfen: Aus Karton und rotem Transparenzpapier wurde ein „Feuer“ gebastelt und mit einer Taschenlampe hinter der roten Flamme ergab sich eine schöne Stimmung für die abendliche Spielrunde.

P. Christoph beim "Lagerfeuer"

Fest der Freude und des Glaubens – Ein Sommerwochenende auf Haus Assen

Das alljährliche Assenfest verwandelte Haus Assen auch in diesem Sommer in einen lebendigen Treffpunkt für Familien, Jugendliche und Freunde des Schlosses. Den Auftakt machte der Herz-Jesu-Freitag mit einer feierlichen heiligen Messe, die das Wochenende unter den Segen Gottes stellte. Danach konnten sich die Kinder bei einer Abendrunde am Feuer in Stimmung bringen, während die Erwachsenen in einer Nachtanbetung um geistliche Berufungen zur stillen Einkehr fanden.

Am Samstag füllten fröhliche Kinderstimmen und aufgeregtes Gelächter den Park: Angelehnt an das Brettspiel „Siedler von Catan“, ließ ein Geländespiel die Entdeckerherzen höherschlagen. Während es am Nachmittag für Kinder und Jugendliche in altersgestuften Katechesen geistliche Impulse gab, sprach Frau J. Christoph zu den Erwachsenen über einen verantwortungsvollen Umgang mit sozialen Medien – ein Thema, das vielen Eltern unter den Nägeln brennt.
Ein sportlicher Höhepunkt: das Kanuwettrennen auf dem Schlossgraben, bei dem Jung und Alt die Paddelkünste unter Beweis stellten. Besonders festlich wurde es am Abend: Weihbischof Stefan Zekorn aus Münster spendete einer Reihe von Jugendlichen das Sakrament der Firmung und ermutigte die Gläubigen mit einer Predigt über Kontemplation und die Kraft des Gebetes. Danach weihte er den neuen Kreuzweg im Außenpark ein – und fand sogar noch Zeit, am Lagerfeuer Würstchen zu grillen.

Einweihung des neuen Kreuzweges

Den festlichen Schlusspunkt setzte am Sonntag die feierliche Messe mit Pater General Paul Schindele und einer Sakramentsprozession rund um das Schloss. Bei Spiel, Spaß, Kaffee und Kuchen klang ein Wochenende aus, das Glauben, Gemeinschaft und Freude harmonisch verband.

Abend der Barmherzigkeit

Vale, P. Spiritual

Am 03. Juli fand das Requiem für unseren sehr geschätzten P. Spiritual Guido Becker im Mainzer Dom statt, der am 26. Juni 2025 im Alter von 99 Jahre verstorben war. Aus Belgien, Österreich, Assen und Augsburg waren Mitbrüder angereist. Im Frühjahr konnte er noch sein 75. Priesterjubiläum feiern. P. Spiritual hat seine letzte Ruhe am schönen Domfriedhof im Kreuzgang des Domes gefunden. Requiescat in Pace!

Abend der Barmherzigkeit in der Pfarreiengemeinschaft Obergünzburg

Am 04. Juli fand zum ersten Mal in der Pfarreiengemeinschaft Obergünzburg ein Abend der Barmherzigkeit statt. Es war zugleich die Beichtgelegenheit für rund 70 Firmlinge. Nach einem kurzen Zeugnis und einem Impuls zum Thema Beichte vom Pfarrer P. Michael Sulzenbacher SJM wurde das Allerheiligste ausgesetzt. Geistliche Musik und passende Gebete umrahmten den Abend, Beichtgelegenheit gab es bei fünf Priestern.

Bestandene Matura-Prüfung der beiden Junioren

Um ab dem Herbst ins Philosophie- und Theologiestudium starten zu können, mussten unsere beiden Junioren Fr. Rafael und Fr. Nicolas die Berufsreifeprüfung ablegen. Das Bestehen dieser Prüfung ist einer Matura (Abitur) gleichwertig und ermöglicht die Zulassung zu allen Studiengängen. Unsere beiden Junioren haben die Prüfungen mit Bravour bestanden und freuen sich schon auf den nächsten großen Schritt, das Philosophiestudium.

Pastoral im Alltag

Priesterexerzitien

Zwischen dem 07.07. und 13.07. fanden bei uns im Auhof die jährlichen Priesterexerzitien statt. Der erfahrene Pater Toni Witwer SJ leitete die besinnlichen Einkehrtage, an der sowohl unsere Patres als auch Gäste teilnahmen.

Pastoral im Alltag

Unsere Mitbrüder in der Diözese Augsburg bleiben im pastoralen Alltag ihrer Pfarreien gut eingespannt. Auf Nachfrage im Pfarrbüro Obergünzburg konnte die Redaktion herausfinden, dass seit dem 01. September 2024 997 hl. Messen in den 7 Pfarreien der PG gefeiert wurden, zusätzlich 68 Begräbnisse und um die 50 Taufen. 45 Senioren werden einmal im Monat besucht und erhalten die Möglichkeit des Empfangs der Krankenkommunion – Beichtgelegenheiten, Zeiten der Stillen Anbetung und manche anderen geistlichen Angebote kommen dazu.

Gebedsavonden in België

In unserer Pfarrei in Belgien gibt es eine Männer- und eine Frauengebetsgruppe. Sie beten wöchentlich den Rosenkranz und lesen die Bibel. Bei entsprechender Gelegenheit stoßen wir als Priester zur Gruppe dazu, für ein größeres Treffen mit Katechese, Lobpreis, Anbetung und Beichte. Und im Anschluss gibt es noch einen fröhlichen Austausch beim gemeinsamen Grillen.

Was im Sommer in Kasachstan läuft

Was die Länge der Sommerferien betrifft, ist Kasachstan sehr schülerfreundlich: Die Kinder haben drei ganze Monate Sommerferien! Eine Chance für die Pfarreien, attraktives Ferienprogramm anzubieten. Korneevka war dabei ein gesuchter ‚Hotspot': Entweder haben wir selbst Programm für die Jugend angeboten oder wir wurden von Gruppen besucht - einige kamen sogar aus Europa bei uns vorbei! Außerdem haben wir die Zehntklässler auf ihrer dreiwöchigen Deutschlandreise begleitet, uns an der Organisation eines katholischen Jugendfestivals mit katholischen Jugendlichen aus ganz Zentralasien beteiligt und eine Bergwoche in Südkasachstan durchgeführt.

Unsere Volontäre helfen beim Ferienproramm

Gleichzeitig ist Ferienzeit auch immer die Möglichkeit, Renovierungsarbeiten durchzuführen: So wurden im Internat die Sanitäranlagen erneuert, die Schulküche wurde neu gefliest und mit einem neuen Küchenherd ausgestattet und die Zimmer im Lehrerwohnheim renoviert. Die Schüler und Lehrer dürfen sich also auch ein bisschen auf den Schulbeginn freuen.

Neue Mission

P. Hans-Peter Reiner SJM ist im Juli nach Europa in die dortige Pfarrseelsorge zurückgekehrt. Wir in Kasachstan haben ihn nur ungern ziehen lassen: Seine hiesige Präsenz als Mitbruder, Pfarrer und geistlicher Begleiter und Ansprechpartner war wirklich sehr wertvoll! Ihm alles Gute und Gottes Segen für seine nächste Mission im Westen!

An seiner Stelle kommt im Herbst Pater Jason Rushton SJM zu uns, worüber wir uns schon freuen! Auch unser Volontariat wurde ‚ausgetauscht': Nach einem segensreichen Jahr sind Marie-Therese und Teresa im August schweren Herzens in die Schweiz bzw. nach Deutschland zurückgekehrt. Voraussichtlich erhalten wir im kommenden Jahr Verstärkung durch einen französischen und einen kasachischen Volontär.

Abschied von P. Hans-Peter

Pater Eduard in Tonkoschurovka

Neben Korneevka betreuen wir noch die Pfarrei Tonkoschurovka - eine ehemalige deutsche Siedlung. Allerdings sind fast alle Deutsche mittlerweile nach Deutschland ausgewandert. Aktuell leben hier noch ca. 40 Menschen. Es gibt noch das ehemalige Schwesternhaus und die stattliche Kirche „St. Lorenz". Unser P. Eduard ist hier gerade sehr fleißig am Renovieren: Es soll eine Wohngemeinschaft für Männer „am Rande der Gesellschaft" entstehen - für Männer, die von ihrer Alkohol- und Drogensucht frei werden wollen. Es geht voran! Die wichtigste Arbeit vor dem Winter: der Abschluss der Heizungsinstallation. Gottes Segen für das Projekt.

Die nächsten Termine

Ignatianische Exerzitien & Einkehrtage

27. November – 03. Dezember 2025
Ignatianische Exerzitien für Erwachsene
ORT: Haus Assen (Lippetal)
LEITUNG: P. Martin Linner SJM
INFO UND ANMELDUNG:
Über die Homepage www.haus-assen.de

5.-10. Dezember 2025
Ignatianische Exerzitien für Erwachsene
ORT: Haus Assen (Lippetal)
LEITUNG: P. Roland Schindele SJM
INFO UND ANMELDUNG:
Über die Homepage www.haus-assen.de

Einkehrtage/ Vortragsexerzitien
28. – 30. November 2025
Advent-Einkehrtage für Männer
ORT: Kleinwolfstein (Niederösterreich)
INFO UND ANMELDUNG:
exerzitien@sjm-online.org

Einkehrtage für junge Frauen (ab 18 Jahren)
05. – 07. Dezember 2025
ORT: Kleinwolfstein (Niederösterreich)
INFO UND ANMELDUNG:
exerzitien@sjm-online.org

05.-07. Dezember 2025
Ort: Kloster Marienburg; Wutöschingen
LEITUNG: P. Stefan Linder SJM
und P. Johannes Kargl SJM
PREIS: 60 Euro
INFO UND ANMELDUNG:
exerzitien@sjm-online.org

12.-14. Dezember 2025
ORT: Haus Assen (Lippetal)
LEITUNG: P. Martin Linner SJM und
Tatjana Fleck
INFO UND ANMELDUNG:
Über die Homepage www.haus-assen.de

Einkehrtage für junge Männer (ab 18 Jahren)
28. - 30. November 2025
ORT: Haus Assen (Lippetal)
LEITUNG: P. Peter Salzer SJM
INFO UND ANMELDUNG:
Über die Homepage www.haus-assen.de

05.-07. Dezember 2025
ORT: Niederaudorf
LEITUNG: P. Markus Christoph SJM
INFO UND ANMELDUNG:
exerzitien@sjm-online.org

Bitte senden Sie mir folgende Zeitschriften kostenlos zu:

¤ *Ruf des Königs*
¤ "*Pfadfinder Mariens*" - die kostenlose Info-Zeitschrift der Katholischen Pfadfinderschaft Europas (KPE). Die SJM engagiert sich in besonderer Weise für die Jugendarbeit der KPE. Darum möchten wir unseren Lesern die Quartalszeitschrift "Pfadfinder Mariens" empfehlen. Sie wird Ihnen auf Wunsch per Post zugeschickt. Gratis.

_____

_____

_____

Diener Jesu und Mariens
Nibelungenring 1

86356 Neusäß

SEPA-Überweisung/Zahlschein

Für Überweisungen in Deutschland und in andere EU-/EWR-Staaten in Euro.

Name und Sitz des überweisenden Kreditinstituts

BIC

Angaben zum Zahlungsempfänger: Name, Vorname/Firma (max. 27 Stellen, bei maschineller Beschriftung max. 35 Stellen)

Diener Jesu und Mariens e.V. - SJM

IBAN

DE 46 7509 0300 0504 5027 95

BIC des Kreditinstituts/Zahlungsdienstleister (8 oder 11 Stellen)

GENODEF1M05

Bitte geben Sie Ihre Anschrift an, um eine Spendenquittung zu erhalten.

Betrag: Euro, Cent

Kunden-Referenznummer - Verwendungszweck, ggf. Name und Anschrift des Zahlers

Spende

Noch Verwendungszweck (insgesamt max. 2 Zeilen à 27 Stellen, bei maschineller Beschriftung max. 2 Zeilen à 35 Stellen)

PLZ: Straße:

Angaben zum Kontoinhaber/Zahler, Name, Vorname/Firma, Ort (max. 27 Stellen, keine Straßen- oder Postfachangaben)

IBAN

Datum

Unterschrift(en)

SPENDE

Quittung für den Kontoinhaber/Einzahler

IBAN des Kontoinhabers / Einzahler

Begünstigter

Diener Jesu und Mariens e. V. (SJM)

Für Zuwendungen bis 300,00 Euro gilt der abgestempelte Quittungsabschnitt oder die Kopie des Kontoauszuges als Zuwendungsbestätigung zur Vorlage beim Finanzamt. Bitte bewahren Sie hierfür diesen Abschnitt bzw. die Kopie des Kontoauszuges auf. Die SJM ist nach dem letzten Freistellungsbescheid des Finanzamtes Ansbach St.-Nr. 203/109/30017 vom 20.12.2022 als gemeinnützig anerkannt und nach § 5 Abs. 1 Nr. 9 KStG von der Körperschaftsteuer befreit, weil die Zuwendung nur zur Förderung kirchlicher Zwecke, § 48 Abs. 1 EstDV i.V.m. § 54 AO verwendet wird.

Verwendungszweck

Spende für SJM

EUR

Kontoinhaber/Einzahler

Empfangsbestätigung des annehmenden Kreditinstituts:

Datum

(Quittung des Kreditinstituts bei Bareinzahlung)

**Den jungen Menschen sage ich:
Habt keine Angst, nehmt die Einladung
der Kirche und Christi, des Herrn, an.**

Leo XIV.